Bedingungen. Zschokke

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Heinrich Zschokke's
sämmtliche Novellen.

Neueste durchgesehene Ausgabe.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von G. Mertens.

Heinrich Zschokke's

humoristische Novellen.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Berlin.
Verlag von G. Mertens.
[1863]

Inhalt.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

1.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober des Jahres 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich ein kalter Schauer. Denn, dacht' ich, über's Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Im neunzehnten Jahre erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein möchte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Miene zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der vierzigste! — ach, — vierzig Jahre! Und ohne Amt und ohne Lebensgenossin.

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht aus eigener Schuld. Daher beschloß ich in meinem eigenen Rathe, so lange ich noch Mitglied vom Orden der Hagestolzen bleiben müsse, nie älter als neununddreißig, nie jünger als achtunddreißig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit diesem verzweiflungvollen, doch weisen Entschluß stand ich auf und wählte meine Sonntagskleider. Aber, wie gesagt, die Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig und noch einsam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiae, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjäh-

riger Fleiß, mein, ich darf's wohl sagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete für Journale und Almanache. Ach, das ist saure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Prachtschöpfungen meiner Musen nur mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich getäuscht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, freuten sich der Goldernten. Nun bedauerten sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach, sie war mir vergebens treu! auch sie mußte verblühen, wie eine Alpenblume in der Einsamkeit, die Niemand kennt.

Hier schossen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerz. Ich schluchzte und weinte wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friederike war seit neun Jahren meine versprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so ohne Verwandte, vergessen und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kläglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin, als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht, wie mein besserer Engel, wieder getröstet.

Nun aber rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon sechsundzwanzig! Ich noch immer ein armer frommer Candidatus theologiae, und sie — Kammerjungfer.

2.

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker

Brief; er kostete mir fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast bis auf den Boden leere Kandidatenkasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gern, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Briefe entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstage mochte ich keine vielleicht üble Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubisch, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten und die abergläubische Furcht verbannt!“ flüsterte in mir die Neugier im Panzerrock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu fassen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorsehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Kniee, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte vielleicht die ersten Thränen des Entzückens in meinem Leben, und dankte dem Allversorger im Himmel für so viele Gnade.

Der Brief kam nämlich von meinem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange als Hauslehrer gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch; wo ein Gott ist, da ist kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich auf den Patrimonialgütern eines mediatisirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. s. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohnes, mit besonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Gönner konnte mir vom Charakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Berufung selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun unverhofft am Ziele meiner zwanzigjähri-

gen Wünsche! — Ich vollendete in der Geschwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Berufung in der Tasche, ging ich sogleich — nein, flog ich zu der einzigen Freundin.

Ihre Herrschaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erschrak, als sie mich sah. Ich war athemlos. Mein Gesicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. — „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten, schönen Muth so ganz zermalmt hat?" sagte sie. — „Ach, Friederike!" rief ich, „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Centnerlast."

„Die Freude, Herr Doktor?" fragte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her **Magister bonarum artium**, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch," rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Male gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre. O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike?" setzte ich leise hinzu und schüchtern; zum ersten Male nannte ich sie du — „dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Berufung, ich bin Pfarrer geworden!"

Sie las die Briefe. Freude umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!" stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im höchsten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Kniee, und lag mit dem Gesichte auf dem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder auf, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das Alles wahr? Es ist mir wie ein Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe! Ich weiß kein Wort mehr von Allem, was darin steht.“

3.

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst,“ sagte ich, „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studirstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das Alles zeigen! Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen! Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studire, und du draußen pflanzest!“

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fenstervorhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anders übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lectionen aufzukündigen, uns, als Brautleute, von der Kanzel aufbieten zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war eine stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Unser König stand mit seinem Heere schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt werden würden. — Aus Speculation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preußische Kriegs- und Siegeslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernden Schlachten so genau beschrieb, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich das Manuskript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am vierzehnten Oktober, am Tage des Untergangs der alten preußischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit in Berlin und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reizend auch die Fernsicht schimmerte, so konnten wir uns beim Abschiede doch damit nicht trösten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander gerissen. Ich läugnete zwar, als Doktor der Philosophie, herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menschen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott sei mit dir! sei glücklich! aber wir sehen uns nie wieder!“ rief Friederike schluchzend.

4.

Reise nach Magdeburg.

Am funfzehnten Oktober fuhr ich, vergnügt wie ein Gott, zum Brandenburger Thore hinaus; meine Berufung und die Siegeslieder in der Tasche. In Potsdam mußte ich einiger Geschäfte halber übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sanssouci. Im Garten auf der klassischen Stelle, wo einst die siebenzehnjährige Friederike mir ewige Liebe schwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann schrieb ich der Theuren bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; schilderte die Seligkeit unsers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unsere Hütte, unser Gärtchen wird für uns der schönste Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden.“

Unter den Melodieen des „letzten Wunsches“ von Salis entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzungen des Wachens. Früh den andern Tag machte ich mich auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause umherführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich! Zur Abwechselung hielt ich im Geiste auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten Lohn des Lebens, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause Alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten Könige vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?“ — Todt! — „Und Davoust?“ — Todt! — „Und Ney?“ — Todt! — Alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen herauszuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefen Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, Alles ist falsch! Es ist gewiß ein großes Unglück geschehen!“

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die Kriegsgesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?“ Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweissagenden Manne jubelten die Leute im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

5.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Couriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten war mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr auf den Haufen zu, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preußische Husaren.

„Was giebt's Neues?“ fragte ich die umstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie ein altes Bauernweib, „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier!“

Natürlich gab ich auf diese Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen. Husaren, Bauern, Beamte, standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preußen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger reiten konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Biere geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten ver-

loren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich in demselben Augenblicke davoneilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trabe davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!" — In einer Minute war Alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!" sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher das Ansehen eines Beamten hatte; „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück! Er will ihn nur bis zum nächsten Orte mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern."

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?" fragte ich. Keiner wußte es. — „Und wohin ist er mit dem Wagen?" Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung, welche der Wagen mit seiner Begleitung eingeschlagen hatte. Vor dem Dorfe theilte sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte, Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; Jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!" sagte ich zu dem Beamten. „Das ganze Dorf, Sie selbst sind Zeuge der Gewaltthat! Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle übrige Genugthuung vorbehalte."

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegesliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg aufs höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar, ohne Zahlung meiner Schuld, keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine Baarschaft bei mir. Loskaufen konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freunde für Pferd und Wagen Ersatz leisten; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den ernannten Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich, und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth mit Salis:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Und ein eigner, kleiner Heerd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh' —
Ach! — und dieses seufz' ich leise —
Zur Gefährtin sie dazu?

6.

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preußischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwagen kamen mir entgegen und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh' da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhecken des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adeliges Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant!“

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor! die Franzosen belagern es schon mit hundertundfunfzig Tausend Mann. Kehren Sie mit mir um, wenn ich Ihnen rathen darf! Fort nach Berlin! der Feind folgt uns schon auf dem Fuße. Alles ist verloren! Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom Könige weiß kein Mensch etwas. Die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben worden.“

„Aber Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg!"

„So rennen Sie in die Bajonete der Franzosen! Glück auf die Reise, Herr Doktor!" — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner an uns vorüber, und schrieen: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!" — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungscorps vor Magdeburg nicht allein zurückschlagen konnte, leistete schnellfüßig dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleon's Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Verhängniß wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Trotz bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voll Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

7.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!" sagte ich lachend zum Lieutenant, „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin."

„Wetter! Sie sollen dabei nicht so übel fahren. Ich habe noch eine halbe Compagnie bei mir — Alles tapfere Preußen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Compagnie!"

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Ar-

mee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, unter dem Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!“ Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manöver der Preußen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England, wie man sie noch in Kupferstichen sieht, auf ein Haar — hatte auch eine hohe Schulter und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewig Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Cramer, und sang beständig Berliner Opern-Arien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde bezahlte, — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Scheine aus, — hatte ich ihre vorzüglichste Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über die Fortsetzung des Rückzuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr altes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Compagnie treu und fest dem Branntweinfasse, der Oberfeldherr aber der Compagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeltliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann

stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

8.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Pläne brütete. — „Herr Doktor," sagte er, „im Kriege macht man sein Glück! Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General! Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm Könige zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Corps in Sachsen ein, und agire dem Feinde im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechtsab gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht! Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd. — Sie sollen mein Generaladjutant werden! Ich weiß, Sie verstehen Mathematik und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosciren gebrauchen und zum Aufnehmen der Gegenden."

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die angewiesene Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch denselben Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporale und Lieutenants; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preußen seine Riesenpläne.

„Ja, Kameraden," rief er, und breitete die Arme aus einander, „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrich umschwebt uns! Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Den größten Sieg und Ruhm von der Welt, oder eine ungeheuere Reise in französische Knecht-

schaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!"

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrieen: „Sieg oder Tod!" Nur einige, denen noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüstete, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!"

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei, die wichtige Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere; bald schüttelte sie den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie trotzig und drohend für sich hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit gebietender Hoheit voran; ich auf einem hartmäuligen Rosse, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge kothige Karrenweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde, glaube ich. — W i r, das heißt der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn r e c h t s ein. — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheidewege war, lenkte sie l i n k s ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah der Nachtrab das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch er, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplänen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaar die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen! Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundes-

brüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! Aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophon's, nicht Plutarch's Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hin zu schielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredsamkeit unsers Oberfeldherrn aus Allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äußerst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

9.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galop kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der Asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr ins Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreußen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien zurückzuschleichen!" —

„Wetter!" brüllte ihm Karl der Große zu, „wir sind Preußen, Herr, und schleichen nicht! Wir hauen uns durch!"

Dies Kraftwort imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn heranritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschließen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm Könige zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Falle das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; Alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon! rechts um! mir nach.

Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreißer behandelt ich lasse ihn am ersten besten Baum aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts ging's wieder die enge, schmutzige Ehrenbahn; nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Galgen-Bäumen, sondern aus Furcht vor den Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preußischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friederike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder!"

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preußens einst vom ganzen Welttheile gefürchtete Heere zertreten; ein herrlich aufblühendes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert; meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine Pfarre, Gott weiß, wo? und ich, der friedliebende Doctor philosophiae, Magister bonarum artium, ernannter Pfarrer u. s. w., von Allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Verhängniß erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasieen verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich an der Nase zupfen, in den Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abenteuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit

meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslectionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum Xenophontischen Rückzuge lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seinen Rückzug in Erstaunen setzt?

Durch allerlei böse Gerüchte von Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufen immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten kreuz und quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vierfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Speise und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien! Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder.“

10.

Ein siegreiches Treffen.

„In der That,“ sagte der Lieutenant zum grimmigen Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einer elenden Dorfschänke genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten, „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken.“

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sagte.

„Mag sein,“ sagte Chaumigrem, „wenn er uns morgen nur nicht auf unsern Rücken operirt!“ — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrem's barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle Drei still. Plötzlich fuhren wir von

unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß nach dem andern, und unsere Soldaten schrieen draußen: „Franzosen! Feinde! Alles heraus!“

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Chaumigrem war todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube umher, und rief: „Halloh! d'rauf los! brave Preußen, d'rauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß, wie, mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei mit immer höher steigender Stimme: „Preußen, heraus! brave Preußen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrieen Zeter; Hund und Katzen sprangen, flüchtend über Tisch und Bänke, bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, das Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach, wie wohl that mir's, als ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich Niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreau'schen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof! dort ist unser Posten angegriffen. Wenn's nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Hülfstruppen nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht.“ So befahl mir der Lieutenant; zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervortauchenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mußte mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich; weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehte. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonete, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer ein Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber in demselben Augenblicke mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre! Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Seiner Majestät dem Könige aufs vortheilhafteste vorzustellen wissen."

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhofe wußte, daß eine Compagnie französischer leichter Infanterie dazu bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preußen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in großer Anzahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und der vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder aufs beste mit Allem, was man hatte, bewirthen. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleon's, die ich gesehen hatte. Die Kerls freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei eigentlich zu Muthe, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeecorps unter Marschall Davoust, von Sachsen aus, im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

11.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Verdienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereignisse, der glückliche Einfall eines Korporals, das Kraftwort eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Mannes, wirkt gewiß oft mehr im großen Getümmel zum guten Ausgang, als das Genie des Befehlshabers. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillone und Compagnieen auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte, die Schlachten bei Marathon, Pharsalus, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, standen wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrathe ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu ziehen. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Aber kaum hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung.

Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden,“ sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preußen seid! Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Fe-

derbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Wege des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich den Vierten, der einmal unter minder mißlichen Umständen ein Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preußen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort. „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen, dem Tode für's Vaterland geweihten Spartanern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr unglücklich parodirte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt!

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaumes, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel an der Pfütze, oder einem Weiher postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir herangesprengt. „Herr Generaladjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!" sagte er. „Aber ich bitte Sie um Gottes willen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzu sehr! Bleiben Sie immer besonnen! Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando! Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof."

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich um einen

dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an etwaigen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöver entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

12.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun war's, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heeres entflohen. Das Vordertreffen wankte, der Nachtrab machte eine rückgängige Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: „vorwärts marsch!" — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms voranleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Fronte, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhmes gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten arg verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob der Weg ins Dorf noch sicher sei.

Darauf begannen die Feinde ein kleines Gewehrfeuer. Etwas Kavallerie sprengte gegen unsern Flügel an. Da schrie ich gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!" — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf' euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus

ins Freie. Ein paar französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, vielmehr bemerkten, daß ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit derselben Hand den Hut auf dem Kopf fest, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte), daß, sag' ich, ich mit Blitzesschnelle auf sie losflog, kehrten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine genommen, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! Halt!“ — Nichts! im Galop, im gestreckten Galop riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein höllisches Streitroß wählte dieselbe Straße. Die Feinde, die nun nicht Kehrt machen konnten, überlief wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenngleich wider meinen Willen, fast im Nacken saß. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen hatte, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war!

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kiefernwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten im Lager legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel wie ein Sack zu Boden.

Adieu, Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich, denn ich, so gut als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerle sprangen lachend zu mir. Auch die Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst

freute mich gar sehr, noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir fühlte.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhause; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der neben mehreren Offizieren in dem Bauernhause beim Frühstück saß, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich die Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Ernannter Pfarrer? Maître des arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Adjutant-général! — Kleider machen Leute; aber Titel auch. — Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor funfzig Jahren hatten die Herren Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

13.

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich mit der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich werde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüthe dargebotenes Ehrenwort, nie wieder, wenn man mich frei ließe, gegen Seine Majestät den Kaiser der Franzosen die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt, und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagewerk beendigt, deine Lehrstunden von Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Friederiken von einer schönen Zukunft unterhalten, oder könntest in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleim's Manier schreiben!

Hier fielen mir die preußischen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Manuskripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre, und schleuderte sie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voll Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie im Feuer der Begeisterung einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Berufung zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben, die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie ließen einige Worte von Spionage und Füsiliren fallen. Ich war verlegen um eine Antwort; das verbesserte meine Sache nicht. Die Leute, ich merkte es gar wohl, suchten Händel mit mir. Sie erklärten mich für verdächtig und führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das Alles mit sich fort. Ich sah weder die Leute, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über ward ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere vorgenommen. Und da ich auf meinen Aussagen beharrte, es seien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe gewesen, wurde ich von zwei Mann, die angesichts meiner ihre Gewehre luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktoberwetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Weges machen. Kothig und zerlumpt, rein ausge-

plündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja, sogar mein Leben war schlecht versichertes Gut, weil die Franzosen im Felde kurzen Prozeßgang machen. Angeklagt wegen Spionage, hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich nachher nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

14.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein außerhalb des Dorfes gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer glänzten erleuchtet; Schildwachen zu Fuß und zu Pferde vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbüreau. Man las den Bericht über mich, fragte nach meinem Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!" — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!" — Ein Anderer sagte: „Gehen Sie, ich werde für Sie Kleider besorgen!"

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; Beide aßen eine dampfende Suppe aus einer großen, irdenen Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schooß hielt.

„Ei, sieh da, mein Feldherr!" rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter. „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?"

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich in seine Arme. „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gott Lob, so ist unserm Könige doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert! Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten? Ich sah es wohl, wie Sie es mit den Chasseurs aufnahmen, wie Sie

sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonete gegen den Feind. Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns!"

Einmal über das andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?" — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant," sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden! Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Flaschen Wein zur Erquickung! Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind!"

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, daß mich heut' die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten. Wir Deutschen mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Zeitalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studiren im Aeußern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

15.
Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden die Kriegsgefangenen nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut,

und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir diese Ehre gegenwärtig eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt, ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte nach meinen Kriegs- und Siegesliedern gefragt — —

Als der Zug ans Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offizierhut tief in die Augen, und die Nase schob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich schämte mich, in die wohlbekannte Stadt wie ein Verbrecher unter Gefangenen einzuziehen: und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war ein wenig Betrüger und Anmaßer von militärischen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umschwärmte mich unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute so hart nicht nennen! Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obschon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im dichtesten Haufen meiner zerlumpten Schicksalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz stolz einherschritten, als wollten sie sagen: seht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland! Ich hätte es zwar mit gutem Gewissen auch sagen können: aber eine Tugend, zu der man wider Willen gekommen ist, sieht der Sünde auf ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, von General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein schlechtes Wirthshaus zusammengeschoben, mit Ehrenwache, obgleich wir unser Ehrenwort mündlich und schriftlich gegeben hatten, uns nicht selbst zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit diesem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutanten-Titel niederschrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge sein militärisches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magister.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt besuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachlässige Thorwache. Man schlug es mir höflich ab. Allein da mich Niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich Niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir Niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es sogar Niemand übel nahm,

daß ich vors Thor ging, frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief, auf gut Deutsch gesagt, davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu verdecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt: retrograde Bewegungen statt Reißaus, Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amts wegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

16.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich außer Athem — so fand ich's räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kieferhain; über meinem Haupte drang der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Ex-Generaladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — ich wußte wahrhaftig weder das Eine noch das Andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreißen? — Die Haude- und Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich

gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstage zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerott genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth: er mußte arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugier, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene Chaise mit zwei Pferden bespannt, und zwar in derselben Richtung des Weges, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoscirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiere, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen verschaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshause. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfennig darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht, als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen in demselben Hause nicht denken konnte, verstand sich von selbst. Das

war schlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor französischen Nachstellungen gesicherter, inkognito reisen zu können.

Ich stand noch in der Hausthüre, mit dem Gesichte auf der Dorfstraße umherspähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten konnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Besitz zu nehmen. Da sprang jählings hinter mir eine Thüre auf — eine französische Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottlosen Fäusten hinterrücks einen so gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, so lang ich war, vor mir hinstürzte in den Koth, so tief er war. Das geschah mit einander in wunderbarer Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem Allem in so wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzose einmal übers andere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht im Reinen, ob ich mich todtstellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehenkt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie: „Sitzen dik auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons! en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich nun die Ehrenstelle vornauf. Der um Amt und Garderobe betrogene Kutscher, nämlich mein Vorgänger, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun, falls er nicht freiwillig die Kleider im Stich gelassen hatte, um den Franzosen inkognito zu entwischen.

17.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sein „bon! bon!“ Er schien Eile und, wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein reineres Gewissen zu haben, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsilbig; er sprach kein Deutsch, ich meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Polen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preußen!“ — Dann schrie er wie besessen: „Immer zu! immer zu!“ und ich ließ die Pferde laufen, was sie nur konnten.

Ich gab ihm endlich zu verstehen, er sollte mir zu essen geben, wenn er etwas hätte. Er verstand mich nicht. Ich sprach von Barmherzigkeit, der Kommissar kannte keine; von Hunger, der Speckwanst verstand das Wort nicht. Brod; da hatte ich's getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun saß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Throne, und versöhnte mich mit meiner dienstbaren Stelle, die mir Alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magister oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Mensch ist in jedem Rock doch immer das Beste; schlimm genug, wenn der Rock das Beste vom Menschen ist. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechseln deiner Schicksale nicht dem Kommando eines Armeecorps an den Ufern der Weichsel entgegenkutschirst? Niemand verzweifle. Es giebt eine Vorsehung. So finster es oft wird, so hell klärt sich's auf. Ich war in der besten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behufe der mir angewiesenen Pfarre auszuarbeiten, als ich im Mondschein vor mir einige Gewehre blitzen sah. Mein Kommissar bemerkte sie in demselben Augenblicke, zog den Säbel und nahm eine Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, bougre! zufahr, immer zu!“ schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonete ihrer Gewehre fast allzu nahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regimente nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Messieurs, mein Herr General ist französisch General!“

„Halt! ergebt euch!“ schrieen nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerle zu Boden stürzte.

Er schoß. Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galop jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. — Ich hörte noch Säbelgeklirre und Flintenschüsse — und bald von Allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank der Klugheit und Behendigkeit meiner Pferde.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an, denn in der ersten Angst glaubte ich vom Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir gekrümmt worden.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajoneten lassen? Nein, so weit ging meine Kutschertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht! Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, als ich denselben Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Pferde waren erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich, was zu beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: weiter! — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der sie weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gute machen? verschenken, verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshause, es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte Futter für die Pferde, für mich Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

18.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein! — Ob ich noch nach dem Städtchen

wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bette läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk und zerstreutes preußisches Militär umher, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord, Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopfe. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer bei guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß nicht schmälen. — Das glaubte ich selbst. — Also blieb ich. Es that mir, den Pferden und dem „Mamsellchen" wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen, denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche es für gut finden, sich des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur einen bangen Schlummer genossen hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgäulen. Ich machte Lärmen im Hause. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehreren eingedrungenen Flintenkugeln durchlöchert. Im Wagen lag eine Säbelscheide ohne Säbel, in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich eine galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedies wußte, und fertigte

sie mit dem Bescheide ab: „Mamsellchen wird schon für mich bezahlen!“ Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner gewesenen Herrschaft; da saß ich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Sie kam endlich; man hob sie zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort ging's. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einige Male auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, ein schläfriges Ja oder Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, als der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleid mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meiner Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft, wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arme umschlungen — ach, vergieb, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Haube drückte. Aber zu einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Athems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Glut erfüllt, zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neununddreißig Jahren.

19.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlider, um bequemer von Friede-

riken, Pfarre und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkürlichen Geträume zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Knüppeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges, dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Angesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach, Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthiger Seligkeit — ich ließ die Leine fallen — wir sanken Brust an Brust, Mund an Mund; und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O, wir hatten uns wieder; nach der langen, ewigen Trennung wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönern Welt. Das Irdische fiel von uns — Alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Knüppeldamm, auf dem der Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Knüppeldamm, dessen Anlage man vermuthlich auf solche rührende Scene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O, wie gern wären wir Brust an Brust gestorben!

Ich nahm die Leine wieder in die Hand. Und nun ging's ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im eigenen Wagen von einander zu verlieren, so wurden wir doch zweifelhaft, ob wir's auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen: das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal die Leine fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abenteuern Friederiken erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte um meinetwillen in Todesängsten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlassen und zu ihr zu kommen. Sie reiste also, eine gehorsame Tochter, ab, nachdem sie um meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte; fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil in dem Augenblicke Niemand dergleichen zu einer unsicheren Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

20.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im ersten Wirthshause unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth war es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren

wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Biwak, nebst den Siegesliedern, auch die Vocation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja noch irgendwo eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten wir, konnten wir glücklich sein: nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, ging's kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?“ fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!“ sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig,“ sagte ich, „wir haben einen Schutzgeist, oder eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat!“ Ich hob auch diesen auf und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum dritten Male.

„Hier in der Chaise ist's nicht richtig!“ sagte ich, und hielt die Pferde an. Es blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitze ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen, fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht: ob er ihm oder Andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidenen Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt, uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagens,

Pferde und verlornen Geldes in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich kein Mensch dazu.

So endeten meine Abenteuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freunde sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberstwachtmeister geprellt hatte; der Pfarre entsagte ich, und ein erträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Rückwirkungen, oder: Wer regiert denn?

1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Büreau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entstellt und düster in den Lehnsessel warf. „Ich bin verloren! Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas! Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen, stand bei diesen Worten, wie vom Blitz getroffen. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Nätherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen seiner schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas. „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich

hin. „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge."

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleid. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort und sagte: „Colas, dir, aber nur dir, darf ich's sagen! Wehe dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir! Aber es ist vielleicht gut, daß ich's dir anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin."

Colas versprach Alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Deficit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen Andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's verschuldet habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt! Er bot mir vierzig-, er bot mir sechszigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knieen. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre, und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „„Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrolen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen! Wählen Sie! Nun

spielen wir Leben um Leben.“" — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte mir weder zu rathen noch zu helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur zu sagen brauchen, ich habe mich ihm gegenüber des Unterschleifes schuldig gestanden, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!“

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!“ schrie Colas. „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum Könige, und flehe um Hülfe.“

„Willst du ein Kind des Todes sein?“ rief Herr Larmes. „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten, oder ich bin um elf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlassen, auch du nicht. Er hat es mir wie dir verboten. Er läßt uns aufpassen. Es gilt dein und mein Leben. Der Rasende wagt Alles.“

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?“ fragte Colas ängstlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unschuld nicht zu Schanden werden, Colas! Ich schweige und harre getrost. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Justiz wenigstens gegen Meuchelmord gesichert sein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unschuld nicht. Bis dahin schweige! Ich gebe dir meine Baarschaft. Werde ich unschuldig verurtheilt, siegt der Bösewicht durch das Ansehen seiner mächtigen Verwandtschaft: gut, so bleibe ehrlich und sorge für dich! Dein Untergang kann mir nichts nützen.“

Beide sprachen noch lange über diesen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem festen Muthe des reinen Bewußtseins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen

auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne; Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

2.

Pauline.

Colas Rosier ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergebäudes bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier, mit seiner Gemahlin, eines der glänzenden Häuser in Paris machte. Man sagte sogar, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzumachen. Er schrieb für sie oder für die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht einfallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand an einem Hoffenster, als Colas blaß und händeringend über den Hof ging. Sie erschrak, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. „Pst! pst!" flüsterte sie ihm entgegen. Er hörte nichts. „Colas!" rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufsah. Er gehorchte seufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gottes willen, was ist Ihnen begegnet?" rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's!" Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst aufs höchste. „Wie, Colas," rief sie, „Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit! Reden Sie!"

Colas zuckte die Achseln und sagte: „Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen! Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris."

Pauline ward bei dieser Ankündigung leichenbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wollte sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: „Colas, warum?"

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Bin ich", sagte sie, „bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, so würde ich Sie von ganzem Herzen hassen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas! Gehen Sie nur! Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie! Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glücke und Unglück nimmt. Gehen Sie!" rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Als Colas die schöne Weinende ansah, verging sein ganzes Innere vor Schmerz. „Ach, schöne Pauline," sagte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß! Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich . . ."

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längst im Grabe."

„Und hätt' ich eine Schwester," versetzte er traurig, „und sie gliche Ihnen — ja, dann wär' mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . ."

„Schütten Sie Ihren Kummer aus! Vielleicht, lieber Colas,

kann ich mit gutem Rath helfen! Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier ist die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — „Was kostet es, diesen stummen Mund zu entsiegeln!" sagte sie, und klopfte ihn mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachlässig auf seine Schulter sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte vor ihr kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, lieber Colas!" sagte sie, „du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel ersinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

„Aber," seufzte Colas ängstlich, „ohne etwas zu verrathen!"

„Wenn mir nur gleich etwas einfiele!" rief sie und rieb sich die Stirn. Geh, Colas, geh! Laß mich allein! Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen!"

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück. „Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben der Bruder keiner Schwester mehr."

3.
Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Treppe herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen hatte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblicke des in Entzückungen schwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie schön Sie sind!" sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den

Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neuerworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hülfe geschafft werden könne. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksale entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen fremdes Leid erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damals allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigster Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden!“

„Wie, schöne Pauline,“ rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernste die Liebe für Scherz?“

— Wenigstens die Ihrige!

„Wenn meine Liebe nur Scherz ist, so ist Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, nur Scherz, und es ist nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, so ist Ihre göttliche Gestalt, so ist Ihr Blick, so ist all der verführerische Zauber, der Sie umschwebt, Täuschung und Lüge!“

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr sieht, als es sieht!

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfange Ihrer Reize, aber schon zu viel für meine Ruhe!“

— Ich bitte Sie, Prinz, warum sagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Lassen Sie uns von etwas Besserm plaudern! — Oder, weil Sie mir beweisen wollen, daß Sie der geistvollste, artigste, gewandteste Mann sind? Ich weiß es schon, so gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder, weil ich Ihnen Alles glauben soll, was Sie mir Verbindliches sagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht so übel von meinem Verstande denken!

„Welche Sophistin Sie sind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, so glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie selbst einflößten; so glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . .“

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von Blutgeschichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anspruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ schrie der Prinz Soubise, und nun folgte eine Reihe von Betheuerungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unsere Leser nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den besten Nutzen davon. Sie trat mit einer bescheidenen Bitte vor, die der Prinz schon für erfüllt erklärte, ehe er sie nur gehört hatte. Nun erzählte sie ihm im tiefsten Vertrauen die Unglücksgeschichte des alten Buchhalters, die sie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den sie die lebendigste Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr sie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer stillen Tugenden erweitern! Sie können die Unschuld retten; Keiner, wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie! Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . .“

„O still vom Kardinal!“ rief der Prinz. „Ich traue ihm nicht. Er ist der Gönner des verschwenderischen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von dessen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber . . .“ Der Prinz schwieg, sann, rieb sich die Stirn, ward plötzlich hell und sagte: „Mein Fräulein, ich verlasse Sie! Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eifersüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienst in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline! Ich ruhe nicht, bis Ihr schöner, menschenfreundlicher Wunsch erfüllt ist.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er schwang sich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er sich in den Tuilerien sogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwig des Funfzehnten Allerchristlichster Majestät galt. Sie war die unbe-

schränkte Gebieterin seines Herzens, seines Willens und seines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für sie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermochte wider sie der Wille der ganzen Königlichen Familie, nichts die Klugheit des Königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht sehr erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenbei" beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst wußte sich viel damit, daß sie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber nächst dem Könige blickte sie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubise.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geschaffen, witzig, sinnreich, verführerisch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte sich nicht erwehren, ihn lieber zu sehen und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebsten zu glauben, daß er sie nur ihrer selbst wegen liebe, und um nichts Anderes sonst. Der Prinz war einer von den starken Geistern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenschaft in sich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, seinen stillen Kampf zwischen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem Könige allein angehören sollte. Sie empfand für den Prinzen, was sie nicht empfinden mochte, und eben weil sie es nicht mochte, hing sie um so inniger an ihm.

Doch hütete sich die feine Frau von Welt wohl, das von sich ahnen zu lassen, dessen sie sich, wie einer Lächerlichkeit, schämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traume ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort, und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?“ fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen! Wie kann man auch anders?“ sagte Soubise, und drückte ihre schöne Hand an seine Lippen. „Mich selbst! so wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen!“

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie, die reinste Wahrheit! Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden!“

„O, lyrische Sprünge!“ rief Frau von Pompadour. „Sie haben Talent zum Odendichten, Prinz!“

„Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?“

„Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz!“

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in das Ihrige aufgelöset! Was wider Sie ist, das ist wider mich! Und ich . . .“

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen! Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Odendichter!“

„Wohlan, trockne Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte, platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?“

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? in welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab' ich's errathen?“

„Halb! Bei seinem Schützlinge, dem unfläthigen de Satry. Der Elende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen.“

„Wie? Was sagen Sie mir da?“ rief die Marquise erstaunt.

„Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Deficits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor einer Stunde zu sagen. Ich hatte also Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht.“

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?“

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schurkerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schutzlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

„Nein,“ rief sie, „das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann soll nicht das Opfer des Ungeheuers werden! Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?“

„Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte!“

„So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube! Ich muß zum Könige! Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edlen That zeigten! Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatry brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!“

„Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen!“

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem Könige melden.

5.

Der König.

„Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!“ sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt, Eure Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften aufs grausamste gelangweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurz an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt

Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint? Ist Ihnen nicht wohl?"

— Bei meinem Könige ist mir immer wohl!

„Gute Marquise! — Setzen Sie sich! Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen von Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?"

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißhandeln wagt! Denn . . .

„Erzählen Sie, liebes Kind! Ich will wahrlich einmal ein Beispiel von Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere, als Freudenthränen vergießen? — Wer also hat Sie beleidigt?"

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigt.

Der König stutzte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Pläne des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen seines Chefs zu bekennen, der sich mit einigen tausend Livres davon frei machen möchte. Die Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredsamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanz ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menschlicher Bosheit und hülfloser Unschuld. Sie selbst ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn," sagte der König, als sie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde, „ist's nur das, und sonst nichts? Was geht uns das an! Lassen Sie doch die Gerichte dafür sorgen; die werden schon strafen! Jetzt hören Sie mein Geschichtchen vom spaßhaften Handel des Fräuleins von Autun!"

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können! Hat de Gatry des Buchhalters schriftliche Erklärung in Händen, und ist dieser geflüchtet, so wird dieser verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Eure Majestät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen.“

— Er ist Gatry's besonderer Gönner, wie man mir gesagt hat.

„Oder den Polizeiminister. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter schicken, um von diesem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht ist.“

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben so sehr Ihren Scharfsinn, als Ihr wohlwollendes Herz bewundern! Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei de Gatry's eigene Handschrift erhaschen kann, dieser in seinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen ist.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß Sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen! So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister — oder, ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!“

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König beschied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er sich sogleich selbst begab.

„Sie aber,“ sagte er beim Fortgehen zu der Marquise, „bleiben inzwischen hier! Wir müssen eins über das Fräulen von Autun lachen.“

6.

Die Wirkung.

Es war schon spät Abends. Der Buchhalter Larmes saß düster in seinem Zimmer am Schreibtische und zeichnete Verschiedenes auf. Colas stand daneben.

„Jetzt, mein Sohn,“ sagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen! Alles ist abgethan. Es geschehe, was da wolle, ich werde mich nicht, weder schriftlich noch mündlich, zu dem Kassenbetrug bekennen. Ich stehe in Gottes Hand. Es ist eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtsein; man kann damit einem ganzen Heere von Häschern, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angesicht spotten! Und würde ich auf die Galeere geschickt, ich wollte lächelnd gehen.“

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man sah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte sie öffnete, mehrere Bewaffnete stehen.

Der Beamte entschuldigte seinen Besuch mit höherm Befehl, und fragte nach dem Herrn Larmes. Dieser bekannte sich erblassend mit zitternder Stimme zu seinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberschauer, und konnte sich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten diesen Morgen“, sagte der Beamte zu Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?“

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitze eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?“

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?“ fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie mir ihn ohne Weigern übergeben!“

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Brieftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes! Es erwartet Sie draußen mein Wagen.“

„Wohin?“ schrie Colas verzweifelnd. „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit! Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen!“

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen Andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein! Fassen Sie sich!“

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück,“ sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen! Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde ohne ihn die Wahrheit sagen. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist, und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen!“

Der Polizeibeamte sagte: „Ich habe mit Ihrem Handel mit Herrn von Gatry nichts zu schaffen. Sie werden ohne Zweifel

die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblicke verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!"

„Herr von Gatry verhaftet?" sagte der Buchhalter mit halbfroher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?" schrie Colas freudig, „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet! Nun merk' ich, seh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!" fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel. „O du unvergleichliche, köstliche, himmlische..." bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!"

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Wegläugnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denselben Abend wieder entlassen. Colas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem entzückten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht." Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!" Noch denselben Abend gestand Ludwig der Funfzehnte im Arme der Geliebten, er sei von ihr noch nie schöner belohnt worden, als der einfältigen, närrischen Geschichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kassen- und Rechnungsbücher des Seewesens wurden untersucht. Man entdeckte größere Verluste, als man vermuthete. Es entspann sich aus einer Untersuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die an-

dere. Gatry hatte sich während dessen wieder erholt und erneuerte die Betheuerungen seiner Unschuld. Es ward ein langwieriger Rechtshandel, dessen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten seine Gesundheit tief erschüttert. Colas war untröstlich über den Verlust seines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von dessen mäßigem Vermögen; allein das erfreute ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit seiner Selbstaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage war nun: was weiter beginnen? Denn von der kleinen Erbschaft allein konnte er unmöglich anständig leben. — „Ei," sagte Pauline, „willst du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seewesen werden?"

„Mein Gott! Fräulein, wohin denken Sie? Wie soll ich meine Gedanken so weit erheben? Buchhalter des Seewesens! — Es ist wahr, ich habe unter der Aufsicht des Herrn Larmes oft, besonders wenn er im Winter an Rheumatismen litt, seine sämmtlichen Geschäfte abgemacht; er hatte blos zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit erhebe ich den Blick nicht hinauf!"

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dir so schön läßt!" sagte Pauline, und betrachtete den blöden, jungen Mann mit stillem Wohlgefallen. „Du giebst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Range stehe, als ein Marinebuchhalter?"

„Fräulein, Sie scherzen!"

„Nun, und deine Gedanken erheben sich doch selbst zu mir herauf?"

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline!"

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?"

„Kein Wort, reizende Pauline!"

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und

verstoßen ohne alle Protection dasteht, nämlich seines Adoptivsohnes, Nikolas Rosier. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhöre um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte."

„Ich erinnere mich des tollen Einfalls."

„Nun, dieser Rosier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schicksal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für das erlittene Unrecht reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Gönnen Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz! Dieser Erbe der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht allein da, kein Mund spricht für ihn."

„Wie? Kein Mund spricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?" flüsterte der Prinz. „Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleid, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt!"

„O!" rief der Prinz, „es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen Knieen, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolas Rosier; der Prinz schrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er sich seiner, als er nachher bei der Marquise von Pompadour im vertraulichen Gespräche saß, die Marquise selbst von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit seines Vorgesetzten dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht gewesen wäre.

„Nahe?" antwortete der Prinz. „Nein, sagen Sie lieber, in den Tod, meine Gnädige! Angst und Schrecken haben den schwachen Greis getödtet. Er steht vor Gott, und nennt, dankbar unter Engeln, den Namen des irdischen Engels, der ihn vom Untergange rettete."

Die Marquise erschrak und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und stimmte sich selbst zur Traurigkeit, indem er vom Lebensloose mancher edeln Menschen sprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in seinen Augen zitterte. „Ihm ist nichts mehr zu vergelten und zu ersetzen.“

Die Frau von Pompadour sah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieser Anblick machte sie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlassen?“ fragte sie; „ich weiß, der König ist gut.“

Der Prinz sprach von der erledigten Buchhalterstelle, von den ausgezeichneten Kenntnissen seines Adoptivsohns Nikolas Rosier, und mit einer wahren Begeisterung von dessen strenger Rechtschaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieser brave junge Mann muß darben, weil er ohne Protection dasteht. Er ist nur der Erbe der Tugend und Armuth seines Pflegevaters.“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und sagte: „Prinz, als einen gewandten und liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menschen. Schämen Sie sich Ihres nassen Auges nicht vor mir! Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie diesen Kuß! Der Rosier muß seines Vaters Stelle haben!“

Als die Marquise dem Könige davon anfing, sagte dieser: „In der That hat mir der Marineminister da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich soll sie unterschreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei ist, von dem Sie mir sagen!“ — Die Marquise gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterstelle beim Seewesen den Namen Meuron.

„Nun, so lassen wir's dabei! Der Minister muß ihn kennen. Er weiß das besser, als wir. Mischen wir uns doch in das Zeug nicht!“

„Sire,“ antwortete die Marquise, „aber eben die Einmischung Eurer Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freude und Beifall füllt! Eure Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie haben ihn gerettet! Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel.“

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwöhnt,“ rief er, „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen; wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geschleppt hat? Meinen Namen also? Aller

Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns ins Büreau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Meuron durch und setzte dafür Nicolas Rosier.

„O, wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erstaunen außer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtsvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen."

„Mein Verdienst bei Ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerialbüreaus, „doch gestehe ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn Larmes' Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte, als redlicher Mann, keinen Andern, als Sie, dem Minister empfehlen."

So bemerkte Colas, bei seinen Besuchen, daß, wie diese Beiden, alle übrigen höhern Angestellten, ohne sein Vorwissen, auf die edelmüthigste Weise für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, sagte sie lachend: „Du bist ein Närrchen, Colas! Die Hauptperson hast du vergessen. Bitte morgen den Prinzen Soubise um Audienz, und küsse ihm die Hand. Vergiß mir's nicht!"

„Und nicht der Prinz Soubise ist die Hauptperson," sagte Colas, „sondern meine bescheidene schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse." — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeigen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte, und die Königsgeliebte war nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie einem nicht nur dankbaren, sondern auch sehr hübschen jungen Manne erwiesen hatte.

Herr Rosier, der in den Geschäftskreis der Marinebuchhal-

tung nicht als Neuling eintrat, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, eigentlich nicht durch seine Geschäftsführung, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn sogleich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Wege, welchen das Schicksal wunderbarlich zwischen ihm und dem König Ludwig dem Funfzehnten angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen mit Leichtsinn gepaarten Phlegmas. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zaubernetze nach ihm, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerisch-schöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenschaft.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner kalten Ehrerbietung sein mochte, so dankte sie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachlässigkeit. Darum war sie nichts desto weniger überzeugt, daß sie von ihm mit einer Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen seinen weiblichen Bekanntschaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beweisen? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfange, den Zerstreuungen zu viel Zeit zu gönnen, und sie weniger zu sehen.

„Beinahe reut es mich," sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich als Notenschreiber behalten! Du wärst mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte."

Er versprach Besserung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er eines Abends mit einigen Freunden Drouet's Garten

besuchte, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebüreau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Sir John Brown, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Botschafters zu Paris, Lord Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorbeischweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen freundlichen Blick hinüber zu senden. Sir John, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach dem Sopha begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite verfolgte unverwandt das Paar mit seinen Augen. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Rosier, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei machten!" antwortete das Mädchen. „Es ist genug, daß ich den Herrn seit zwei Monaten fast täglich im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt, wie eine Spinne, und schleicht mir nach, wie mein Schatten."

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher wie eine Zauberwelt im bunten Feuer funkelte. Hier in einer der anmuthigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einen Tisch sich niedersetzte, daß er gerade dem unglücklichen Anbeter Juliettens gegenüber Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, der geheime Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusam-

mengesetzt war, über dieselben Gegenstände, um derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabinetten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Arkadien beanspruchen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu zerstören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir John Brown, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit des Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Wein und Punsch behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, desto hitziger stürmte der grimmige Sir John. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheuerung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal, Sir John Brown's politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Landsleute merkten es ihrem Landsmanne an, und bemühten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. „Es ist wahr," rief er den Franzosen zu, „das Kabinet von St. James, wie ihr sagt, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Albemarle, sondern ein Londoner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgelebte Pompadour!"

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehnend,

halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!“

Sir John Brown schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung statt aller Antworten einen gewaltigen Nasenstüber zu, und machte die Bemerkung: „Was steckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?“

Er hatte aber die letzten Worte, die er an die Gesellschaft richtete, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir John stürzte bei dem Schlage wie eine vom Sturm gebrochene Eiche mit dem Kopf seitwärts gegen seinen Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über das Ungewittergesicht, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuren Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf; ebenso die Franzosen. Sir John zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Ebenso schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausbrüchen zu verhindern. Nur Herr von Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzte. Dieser erklärte die Wunde für unbedeutend, weil sie nur durch's dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem getreuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof

so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londoner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg erklärt sein." — Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war gefaßt. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht, und sagte: „Beruhigen Sie sich! Ehe vierzehn Tage verflossen sind, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein." Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgenden Tages auf Befehl seines Arztes Zimmer und Bett hüten. Er hatte viel Blut verloren und ein Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von seinem Begegnisse voll. Er irrte sich. Niemand sprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzosen am Punschtische, noch diese sich unter einander selbst gekannt, weil sie nur vom Zuge des Ungefährs zusammengeweht worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden= und Staatsactionen beim vollen Glase.

Aber nicht so betrachtete es die liebende Pauline, als sie die Zeilen ihres Freundes gelesen hatte. Mit Seelenangst für das gefährdete Leben vollbrachte sie den langen Tag. Abends löste sie sich durch ein vorgeschütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Gesellschaft begleiten zu müssen, und schlich durch den Korridor am innern Hofe des Palastes zu den Zimmern des Herrn Rosier.

Im Erröthen der Unschuld und Liebe trat sie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Markus, Diener des Colas, ein Erbstück aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Larmes, entfernte sich bescheiden und klug, um Schildwache zu stehen.

„Was ist Ihnen?" lispelte Pauline ängstlich ihrem Freunde zu, der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte. „Was haben Sie gemacht? wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?"

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und

nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief sie. „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas. „Begegne ich dem Sir John, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Gehölz von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängstlich. „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas. „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man spricht davon, unser Hof schwanke zwischen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis ist für den Frieden; auch Prinz Soubise. Rede mit diesem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geschieht es nicht, so sehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen umstimmen. Er hat bedeutenden Einfluß.“

Colas und Pauline waren eben so schnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgesprochen war. Beide freuten sich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergossene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald sich Pauline an einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubise eröffnen konnte, geschah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wissen, mein Prinz,“ sagte sie, „die Unglücksgeschichte des Buchhalters Rosier, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weise mit seinem Blute bezahlt hat!“

„Mit seinem Blute?“ entgegnete der Prinz erstaunt. „Kein Wort weiß ich!“

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Nasenstübers, der allzu unpoetisch dastand, wo der Buchhalter Rosier als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf feine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelassen, und dadurch des Herrn Rosier treues Herz empört haben. Wie? das ließ man den Prinzen aus den Worten des Sir John Brown über die Marquise de Pompadour blos ahnen. Soubise, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes über ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Unanständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer schwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und solchen Menschen schließen Sie sich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort. „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich ein Fest daraus macht, vor der ganzen Welt Frankreich zu verspotten, und selbst auf französischem Boden den liebenswürdigsten aller französischen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte so tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Prinzen, daß er darüber sogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er sonst nie unter vier Augen gegen das Fräulein versäumte. „Aber von wem wissen Sie diese Umstände so genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt sie und erzählt sie sich!“ antwortete das Fräulein; „doch Ihnen, mein Prinz, wahrscheinlich am letzten. Der Grund ist begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn diese keine Gnade findet, meiner Eifersucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes!“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit seinen Küssen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg gewesen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünschte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte sich aber näher über den Vorfall in Drouet's Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er sich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ diesen,

als den gültigsten Zeugen zu sich rufen, und befahl ihm, mit der schonungslosesten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umstände mehr, aber nichts von dem, was ihn selbst unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit Unwissenheit, aber war aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger, als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe,“ sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heim schicken, und das Kriegsmanifest hinter ihr her.“

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre ferneren Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz verhieß, sich des Einflusses der Frau von Pompadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort Sir John's: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!“ schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgelebte Pompadour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouet'schen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Ent-

zücken hätte sie ihm an die Brust fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts desto weniger hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur noch entzündeterem Gemüth.

Desto ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freund mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicher Weise hatte Graf Oron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät, zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein bei dieser Gesandtschaft Angestellter war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgenden Inhalts gebracht: „Mein Herr! Erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen eines Mannes, den ich im Drouet'schen Garten auf die unwürdigste Weise behandelte. Ich handelte im Rausche; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht Genüge zu leisten. Erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die Französisch-Ostindische Compagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe! Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. John Brown, Bart."

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Korridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich Beide nicht Alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und war von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können," sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann,

den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas! Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?"

„Nichts!" sagte Colas, und schloß Paulinen in seine Arme. „Hab' ich doch Alles!"

„Wird es dir auch bleiben dürfen?"

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, eins fehlt nur noch: ein Adelsdiplom! Dann darf ich dich..."

Er zitterte, mehr zu sagen, aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen."

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse eine gar gestrenge Miene angenommen, und er fürchtete im Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!" rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!" entgegnete sie. „Wie dürft' ich dies wider Sie wagen?"

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!" fuhr er fort. „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses halber, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben! Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an!"

„Erlauben Sie, gnädigster Herr," erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werthe nehme! Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt."

„Ich? Um des Himmels willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?"

„Das kann ich nicht sagen, Prinz! wohl aber, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte,

ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente . . . Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen."

„Den Buchhalter Rosier? Meinen Sie den?"

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden sollte, als alle anwesenden Franzosen verstummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem stolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing."

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!" rief der Prinz, der sich getroffen fühlte. „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim Könige gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhebung in den Adelstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Rosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist!"

Fräulein de Pons, überlistet vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher. „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen."

Die Versöhnung stiftete sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in den Sinn gekommen, sich Rosier's anzunehmen. Und wenn hundert Rosier's für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquise von Pompadour leichtes Spiel, sie zu überreden, daß der schöne junge Mann, der sich für ihre Ehre so ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es versteht sich, daß Rosier's Verdienst glänzender dargestellt ward, als es in der That war. Was liegt in solchen Fällen an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der lobenswerthe und sehr tapfere Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edlen Rittern. Durch das Zauberwort der Königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frisch gebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Rosier's mit Rosny eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosny, Heinrichs des Vierten berühmtem Freunde, hervorgehen; und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Nätherin auf.

„Was fehlt dir noch?" sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt! Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik."

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht, daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; — nein, man sah täglich unbekannte Gestalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und dagegen wieder ruhmreiche Personen unter dem Federzuge eines Ministers ins alte Nichts verschwinden. Die Menschen spielten im Sonnenglanze der königlichen Willkür einen wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern stürzten mit versengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am Schwarzen Meere oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die

blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protection zu verschaffen wußten. Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Rosier auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; denn man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hofe gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein de Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Oron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal Bernis entging nach langem Umherhorchen nicht, daß sich der Prinz Soubise mit besonderer Theilnahme des Marinebuchhalters angenommen habe; obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieser Theilnahme bewegen könne. Da man den Herrn von Rosier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend einen Werth für denselben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was seinem eigenen Vortheil früh oder spät zusagen konnte, warf daher seinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und suchte ihn an sich zu ziehen.

Colas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Dieser empfing ihn mit der ihm eigenen Artigkeit und sagte: „Herr von Rosier, schon längst war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente! Sie sind zu einer höhern Laufbahn von der Natur bestimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schicksals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als Königlicher Rath! Sie werden künftig unter mir im diplomatischen Fache, als Beamter in meinem Ministerium, arbeiten.“

Allerdings war Colas angenehm überrascht. Es fehlte nicht an Versicherungen der Dankbarkeit und unbedingtesten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Paulinen, und daß sie die Urheberin seiner neuen Erhebung sei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline. „Dergleichen macht sich von selbst. So lange du nichts warst, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt bist du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es soll mich gar nicht wundern, wenn

du endlich noch Minister, Graf und Herzog wirst. Du hast Anlagen zu Allem, so gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Versemacher und froh gewesen war, eine Pension von funfzehnhundert Livres zu genießen."

Das Beste von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freieren Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den Königlichen Rath in seine Gesellschaft, — Pauline wußte dies gar zu gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenosse, den man in seinen Hinterzimmern kaum beachtet hatte, nahm in demselben Palaste einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch unmittelbarer Nachbar von Paulinens bescheidenen Zimmern. Graf Oron hatte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu sehen. Aber Colas und Pauline hüteten sich wohl, einstweilen öffentlich als das zu erscheinen, was sie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eifersucht des Prinzen Soubise, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas sei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und Colas hingegen begnügte sich mit seinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu sein, konnte dieses Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältnisse. Er wußte es bald hinlänglich, daß die Kunst der Diplomatie so schwierig nicht sei. Die mangelnden Kenntnisse konnte man ohne Mühe, durch einen geschickten, bürgerlichen Sekretär, für Geld haben. Ein anmuthiger Gesellschafter sein, eine feine Intrigue durchspielen, sich in Jedermanns Laune einschmiegen, Leidenschaften wecken und nähren, aber selbst keine äußern; überall horchen, überall sehen, und doch überall wie taub und blind dastehen — das lernte sich bald. Colas dachte: „Wie man sich doch irrt, wenn man im Staube unten steht und zu den Gönnern der Erde hinaufschaut! Wahrhaftig, jeder lustige Perrückenmacher hat so viel Talent zur Diplomatik, als eine hübsche Wäscherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrscherin eines großen Reiches zu sein!" Aber er dachte das nur, und war schon zu guter Diplomat, um die Geheimnisse der Schule auszuplaudern.

Mit demselben treuen Eifer, wie bisher im Büreau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdendsten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keiner Lustpartie. Die Anmuth

seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Oron geschah es, daß auch die Familie des Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurden. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an diesen beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Zimmer Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was sie Beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline," sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen!"

„Aber, Colas," entgegnete Pauline, „hast du gestern die junge Gräfin von Starhemberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und sie ist doch eigentlich nicht so wunderschön!"

„Es ist wahr," erwiederte Colas, „sie fiel mir beinahe neben dir auf."

„Fiel sie dir auf?" versetzte Pauline hastig. „Aber hast du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberschleier ist's, das Vollendetste, was ich in dieser Art je gesehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen solchen Schleier . . ."

Colas lächelte und sagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt sein? — Ich frage den österreichischen Gesandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat und wie theuer? Du mußt einen ähnlichen erhalten!"

„Ach, du gutes Kind," seufzte Pauline, „du verstehst dich auf den Werth dieses Schleiers schlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte sie, es sei ein Geschenk der Kaiserin-Königin. Nur drei solcher Schleier hat die Welt. Die Kaiserin selbst trägt den zweiten. Der dritte ist wahrscheinlich nicht für mich bestimmt."

„Wer weiß?" sagte Colas. „Es kommt auf den Versuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?"

„Colas!" rief Pauline entzückt, und schlang ihre Arme mit Begeisterung um seinen Nacken. „Colas, wenn das möglich wäre! Colas, in diesem Schleier wird Pauline ohne Widerstreben Frau von Rosier!

Das war ein hoher Preis. Colas war längst nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer so schönen Schwester unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchstes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu schenken. Das adelige Geblüt verläugnet sich selbst nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichgebornen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oesterreich.

Der Graf von Starhemberg, als Gesandter der Kaiserin-Königin Maria Theresia, hatte bisher sein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den französischen Hof zu einer Allianz mit Oesterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürst von Kaunitz, als außerordentlicher Gesandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preußen selbst, welcher sich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in ein Bündniß eingelassen hatte. Dessen ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeinde, mit Oesterreich, gegen Preußen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hofe zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, als die Erscheinung des Herrn von Rosier ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlungen neinzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer verkaufen!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Rosier auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werthe, und stamme aus den Niederlanden.

Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Bester Freund!“ rief der Graf, „so sind wir Beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen!“

„Man muß nie verzagen, Herr Graf!“ sagte Colas, und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei. „Wie Vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Gesandte stutzte bei diesen Worten. — „Freund!“ rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?“

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!“ sagte er zum Gesandten.

„Freund,“ rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge, gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen! Kann ich den innigsten der Wünsche einer Kaiserin erfüllen, so wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen.“

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man ging nun näher auf das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Rath seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!“

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu mel-

den, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traume zum Gott gemacht habe, und daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen, „fast muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume! Ja, auch ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Tausenden der Zuschauer, die Ihnen zujauchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und . . .“

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Heftigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!“ sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot. „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen! Könnte ich so schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte! Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielte es für Pflicht — so gute Französin bin ich —, den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu schmücken, wenn er ihn in der Glorie seines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie sind ein boshaftes, grausames Mädchen!“ rief Soubise; „eine Erzschwärmerin sind Sie, oder die schlaueste Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit?“ fragte Pauline verwundert; „haben wir nicht den Krieg mit England?“

„Wenn auch!“ antwortete der Prinz. „Aber Sie wissen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Lande bei. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal schlagen, ich selbst wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!“

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?“ versetzte Pauline. „Greifen Sie die Engländer in Deutschland an! Gehört nicht Hannover dem Könige von England? Warum wird dies geschont?“

„Fräulein," erwiederte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe! Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist."

„Gedeckt? Von wem?" fragte Pauline. „Von dem kleinen König von Preußen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindnng mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!"

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger. „Fräulein, Fräulein! ich höre den Grafen Starhemberg von Ihren süßen Lippen!"

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeeren des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Estrées eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß gefaßt, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten, als ihn das Fräulein de Pons in einer späteren Unterredung vollkommen dafür gewann.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preußen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht," sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen sehr wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefalleu. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von

der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Starhemberg's schöne Worte für baare Münze! Trauen Sie ihm nicht! Ich wenigstens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiserin selbst schreibt."

Prinz Soubise verbarg seinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquise noch bei weitem nicht der Unüberwindliche sei. Alle Hoffnung wäre ihm geschwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeußerung der Frau von Pompadour auf einen neuen Plan gebracht. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquise ins Spiel zu ziehen!" sagte er zu Paulinen. „Man muß die Kaiserin bewegen, der Marquisin einen freundlichen Brief zu schreiben. Das kostet der Kaiserin nichts. An dem Tage, da Starhemberg diesen Brief überreichen wird, ist die Allianz so gut wie abgeschlossen. Aber wie dies dem österreichischen Gesandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!"

„Ueberlassen Sie mir die Sorge!" sagte Pauline. „Einem Mädchen verzeiht man einen solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europas zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen . . . ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin!"

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Starhemberg. Starhemberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen!"

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?“ erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz,“ antwortete sie, „so wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden! Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben.“

Soubise's Antlitz glänzte in stummer Freude. „Aber wie ist das möglich?“ rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist bei weitem die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte!“

„Die Kaiserin schrieb Ihnen?“

„Still davon, Prinz! Morgen erfahren Sie mehr.“

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Oron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen war die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein ganzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnte nicht, daß die Lüsternheit eines hübschen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der unteren Räthe in seinem Ministerium die Angelegenheit großer Höfe entschieden habe.

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

„Die verwünschte Allianz macht mich krank!“ sagte der Kardinal, als Rosier kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat. „Legen Sie die Papiere nur hin! Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören, noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt! Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden!“

„In der That wünschte ich für die Gesundheit Eurer Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit, oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich voraussähe!“ antwortete der Kardinal. „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuschreiben, weil die politische Mißgeburt unter meinem Namen erschienen und nach mir getauft ist.“

„Ach, gnädigster Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieses alltägliche Schicksal!“ sagte Colas in komisch-mitleidigem Tone.

„Wenn ich wenigstens nur den wahren Vater dieses diplomatischen Wechselbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Rosier!“

„Gnädigster Herr, schlägt wider Erwarten der Wechselbalg gut aus, bringt er Ruhm und Glück, ich wette, es wird sich mehr als ein Vater zu ihm bekennen. Sie wissen ja, daß manche Stadt, die sich anfangs ihres Sohnes schämte und ihn verstieß, hintennach dem großen Manne Ehrensäulen errichtete. Und, gnädigster Herr, wer ist denn der glückliche Seher, welcher heutigen Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognostikon stellen könnte? Erwarten wir schweigend den Ausgang der Dinge!“

Der Kardinal lächelte und sagte: „Wahrhaftig, Sie sind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen so altklugen Tröster vermuthet! Sie haben Recht! Wir müssen zum elenden Spiel die Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernste, Herr von Rosier, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeinde und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein kluger Streich genannt wer-

den könne, selbst wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden sollte?"

„Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück ist immer klug!"

„Freundchen," rief der Kardinal, „so denkt der große, blinde Haufen! Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein alberner Streich, und selbst dann nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn er glückte. So wird die Geschichte einst von mir und dieser Allianz reden."

„O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber! Diese Leute beurtheilen Alles nach dem Erfolge. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigen werden höchstens sagen: Der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden sagen: Ihr urtheilet als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhange sah, als ihr in euern Studirwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

„Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben!"

„Seit ich die Ehre habe, unter Eurer Eminenz auf dem Felde der Diplomatik zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen."

„Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen."

„Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinet die Welt regieren, sondern die Welt regiert die Kabinette. Vom Throne bis zum Savoyarden, der uns den Staub vom Schuh geputzt, geht ein unsichtbares Band, das Alles, ohne unser Wissen und Wollen, verknüpft. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird daran zu Schanden. — Die andere ist: Der Himmel ist auch in der Politik der beste Vormund der Dummen. Denn ich habe gesehen, daß sich auch die trefflichsten Köpfe verrechneten

die Thätigkeit der thätigsten Menschen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geschäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfig des Knaben das Rad herumhaspelt. Von der andern Seite sah ich schon die verkehrtesten Maßregeln der Schwachköpfe von erstaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfensten Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen."

„Sie haben Recht, Rosier!" sagte der Kardinal. „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fatalismus ist die Philosophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schicksalsglauben Philosoph zu werden. Indessen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüste Geschäft wird mir schwer zu verdauen. Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen aufs Land und mich zerstreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Gesellschaft zu leisten, Herr von Rosier! Wir werden in der schönen Einsamkeit der Wald- und Felsenwildnisse mit einander ungestört philosophiren können. Es thut mir wohl, einsam aus dem Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich! Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau!"

Colas verbeugte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzu sehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie. „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte! Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten."

„Ja," sagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Oron in der Nähe von Fontainebleau die Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimonat dort zu genießen."

„Ein goldener Einfall!" jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach," sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, ich sehne mich nach Einsamkeit! Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß

Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir, dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir können die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört genießen."

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle, daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom conventionellen Zwange ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit," sagte er zu Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich!"

Die Marquise verhieß ihm Gewährung des Wunsches vom Könige, und in der That erhielt er sie bald. Als inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde verlassen müssen, that es ihr wehe, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire," sagte sie zum Könige, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit! Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Eure Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai in Fontainebleau vertändelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!" sagte er. „Treffen Sie Anstalten! Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber!"

14.

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philosophischer Ruhe verlebt, und sein Glück gepriesen

in einigen niedlichen Versen verewigt, die wir noch heute in seinen Werken lesen: siehe, da belebte sich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die schöne Nachbarschaft freut mich!“ sagte der Kardinal zu Colas. „Die jungen Damen sind liebenswürdig. Wir statten ihnen ländliche Besuche ab. So werden wir in unserer klösterlichen Einsamkeit Abwechselung haben.“

Einen Tag später erschien Prinz Soubise und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schlosses ein.

„Es scheint, wir bleiben nicht so ganz für uns!“ sagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieser. „Doch ist es mir fast nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieser todten Welt zu erblicken. Ich gestehe, es ist mir in der stillen Palastwüste etwas unheimlich. Jeder Fußtritt schallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, sie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß seine Lust in einer engen Hütte suchen.“

Zwei Tage später erschienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutschen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeistern, Lakaien, Ceremonienmeistern, Sekretären, Kellermeistern, Kammerherrn, Geistlichen, Schauspielern, Jägern, Hofschneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäscherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Pastetenbäckern und Freudenmeistern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläste ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Gestalten aller Art. Es war ein Rufen und Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenschwachen Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garde zu Fuß und zu Pferde an, und bezogen Kasernen und Wachen. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Schlächtereien eingerichtet und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!“ schrie der Kardinal, als Colas zu ihm kam, „sehen Sie mir doch den Spektakel an! Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König!

der Vielgeliebte!" Einige Stunden später kam die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!" jammerte der Kardinal einige Tage später, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war. „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander auf die Hacken. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können."

„Ich beklage Eure Eminenz und zugleich mich!" erwiederte Colas. „Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam."

„Mit nichten, Herr von Rosier! Umgekehrt, der König findet es hier allerliebst, die Marquise bezaubernd, der Hof göttlich."

„Doch freut es mich, Eurer Eminenz wenigstens den Trost bringen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich von hier nach Marly begeben."

„Mein Gott, lieber Rosier, daran ist nicht mehr zu denken! Der König sagte noch gestern Abend beim Feuerwerk: „Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast Lust, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben."

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kommen.

„Hm!" dachte Colas; „mir wird es klar. Ich zog Paulinen, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe!" — Die Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst noch bescheiden an der Richtigkeit. „Es käme aber", dachte er, „doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen."

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?“ fragte Pauline ihren Liebling, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte. „Hat irgend eins der schönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn von Rosier gemacht? Es ist gefährlich, mit so vielen Schönheiten unter einem Dache wohnen.“

„Nichts weniger als das, böse Pauline! seit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons zu Paris unter einem Dache wohne, bin ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe.“

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?“

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oron'schen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück.“

„Du sprichst mir aus der Seele, Colas! Ich kam unserer Beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir gesund!“

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war, und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Eure Eminenz“, sagte er, „das Vertrauen schenken, so will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen.“

„Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!“

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen.“

Der Kardinal lachte. „Ich verstehe Sie, Freund! Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie! denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich habe der Gesellschaft zu viel. Reisen Sie glücklich! Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir.

Reisen Sie! Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notredame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist!“

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reiste ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden Damen nach Paris fahren, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Falle irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, so war für ihn keines Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu genießen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Estrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stocken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe!“

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise den Prinzen auf andere Gedanken zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbüreau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung von Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen bekundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen! Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich! Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich

noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen."

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Seine Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige das Uebel angethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!" brummte er bei sich. „Ich glaube, mein Windmacher Rosier steht wirklich auf dem Thurme von Notredame und bläst."

Als aber sich das Gerücht verbreitete, der König könne die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; als wirklich die Wagen gepackt wurden, die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferde mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todtenstille dalag — rief der Kardinal außer sich: „Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Rosier einen Bund mit dem bösen Geiste?"

15.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und einem Wohlstande, wie er es nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal

Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wissen, wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben bedeutendem Gehalte reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas," sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich! Es hat für ein Mädchen einen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauensommer! Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren heißen."

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder, als ihr Blüthejahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen, und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Rosier.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline! Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preußen und Sie allein, die mich Beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder

besiegen konnte! Ich verwünsche die Preußen, aber liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz! Ich ließ mich von dem kleinen Nicolas de Rosier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst war, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer, als eine Reichsarmee. So sind es denn Rosier und die Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort! Sie werden nichts desto minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern."

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!" sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte. „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen!"

— Gnädigster Herr, erwiederte Colas, einem welterfahrenen, weisen Manne, wie Sie, sollte das Urtheil Frankreichs und Europas sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist.

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Minister, der Kardinal Bernis, nicht regiert?"

— Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir

als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der Allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen, Frau von Pompadour?“

— Verzeihen Sie! Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König.

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!“

— Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Frauen der Königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Leute; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden! Sie halten, glaube ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher!“

— Ich kann nicht deutlicher sein. Eure Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Erscheinenden ändert sich vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen ist.

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen.“

— Keineswegs! Ich befinde mich in unserer königlichen Anar-

chie sehr wohl, und bin bescheiden genug, zu glauben, daß ich in einer Gesetzmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Eurer Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig bestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe.

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!“ erwiederte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden, was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie vermöge ihrer Stellung das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig ist, offenbar genauer, als die besten Köpfe im Volke.“

— Erlauben mir Eure Eminenz, zu zweifeln! Und wenn bei uns ein neuer Heinrich der Vierte auf dem Throne säße, so würde nicht er, sondern jeder armselige Schneider, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen.

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Goldregen über Herrn Rosier's Schreibtisch und Paulinens Schmucktisch, goldene Brillantringe, Uhren,

Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenkram.

Colas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine guten Gründe, lieber Rosier," sagte der Minister lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe kosten, mit keiner Gefahr verbunden sind und am meisten belohnt werden — zu Ernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeschäften! Ich möchte Sie im voraus entschädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen sollte."

— Sie mich unglücklich machen, gnädigster Herr? fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem schlichten, gesunden Menschenverstande wundern sich? Wissen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unsicherm Boden ich in unserer königlichen Anarchie stehe? Heute bin ich Minister; wissen Sie, was ich morgen sein werde? Wahrhaftig, Freund, ich weiß das so wenig, als am türkischen Hofe der Großwessir von sich zu sagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geschäften, oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen."

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über seine Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter als er und sagte: „Colas, heute beugt man sich vor dir; daran ist wenig gelegen! Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so giebt dir der Höflings- und Beamtenpöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung! Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie! So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gütern, oder genießen den Winter zu Paris, wenn wir des ländlichen Stilllebens müde sind; was verlangen wir mehr?"

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens so verführerisch, daß Colas keinen Augenblick widerstand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Rosier nach einigen

Monaten seine Entlassung nahm; aber er hatte nichts dagegen. „Da, wo nichts von Gesetzen, Alles nur vom Willen des Gebieters und seiner Lieblinge abhängt, wird die Selbstsucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland ist, macht man sich's in seinen vier Pfählen!" sagte der Minister. „Gehen Sie, lieber Freund! ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben einen angenehmen Landsitz, ein junges, schönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener sein, wenn Sie Herr sein können? Warum wollen Sie nicht in der gesunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Lust des Lebens ungestört genießen?"

Die gnadenvollste Entlassung des Königlichen Rathes erschien, und war, wegen treu geleisteter wichtiger Dienste desselben, mit einem mäßigen, doch anständigen Gnadengehalte verbunden, auf welches Colas nicht einmal gezählt hatte. Er schlug es nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr schönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landschaft, in reizenden Umgebungen, zwischen freundlichen Nachbarn, vergaßen sie die Irren und Wirren der Hauptstadt schnell. Colas, verliebter in seine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline gewesen, Pauline ganz ihrem Manne lebend, wohnten Beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis seine Entlassung beim Könige erbeten und empfangen hatte, Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wiegend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsherrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!" rief lachend der Kardinal. „Es thut mir leid, zu stören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels." Er umarmte seinen Freund Rosier und küßte der schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder," sagte er, „wen ihr beherbergt! Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag."

„Wie? Sie ein aus Frankreich Verbannter, gnädigster Herr?“ riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Rosier, Ursache zum Erstaunen!“ entgegnete der Kardinal. „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Lakaien, Köchinnen, Kammermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul die Gnade und Huld des Königs gewann? Ein hübsches Mädchen, Choiseul's Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebschaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, so war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ernten wollen, ihr im tiefsten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Person, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erst dann entfernt, als es die Marquise verlangte. Er spielte seine Umtriebe meisterhaft, und dafür ward er sogleich Gesandter am Wiener Hofe. Einen so ergebenen Mann hatte die Marquise aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, sobald ich meine Entlassung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückseligen Bündnisses mit Oesterreich und den Krieg mit Preußen länger dulden konnte, ward Choiseul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind sein, zu rechter Zeit sehend werden — das brachte den Herzog von Choiseul an die Spitze Frankreichs.“

„Aber“, rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?“

„Eine Kleinigkeit!“ erwiederte der Kardinal. „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen.“

„Euer Eminenz scherzen!“ sagten Colas und Pauline.

„Mit nichten! Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle saß ein ganz gemeines Marketendermädchen, die Urheberin meines Schicksals. Einer meiner Stallknechte, der dieses Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienste gejagt, weil sich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutscher überwiesen worden war, mich

betrogen, und den Hafer meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochschwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnäsigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Gardelieutenant lief zur Gemahlin des Generalcontroleurs. Diese bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem Könige. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch so bald als möglich, vertauschen könne, weil, wie ich deutlich bewiese, die Maßregeln Seiner Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom."

Der Kardinal reiste nach zwei Tagen ab. Colas und Pauline priesen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem vertrauten Freunde in Briefwechsel, der erst nach dem Tode der Marquise, etwa im sechsten Jahre seiner Verbannung, wieder die volle Gnade des Königs erlangte. Aber er hütete sich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. „Denn," dachte er, „wer regiert denn?"

Die Bohne.

1.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Banquier Walter —, neun Wochen lang hatte ich mich in Wien umhergetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anlässen, in allen Polizeibüreaus hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen. An gutem Rathe fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu sehen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthofe, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ungeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf allen Redouten und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verließ ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im böſesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber ganz das Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wunderbares finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

2.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals ein großer Verlust durch Banknoten.

Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und Wiens gesammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß,“ dachte ich, „du kommst vielleicht in deinem Leben nicht wieder nach Wien!“

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienkreis eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig, die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben, als der reiche Banquier, und Jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten alten Vaters, dachte ich noch an kein Heirathen. Desto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!“ lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind,“ erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte!“

„Ah!“ sprach die ältliche Dame, „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Halse, hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!“

„Einer Maus? Verzeihung, gnädige Frau, wenn's weiter nichts wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen! Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halse ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte. „Ich weiß die Sache genau. Es ist ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzbraun, wie Kaffee! und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gottes willen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!“

„Ei, das ist entsetzlich!“ rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück beschieden worden wäre,“ sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaze spielte, „ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr!“

Jetzt mischten sich auch Andere in das Gespräch; Jeder be

stätigte die Geschichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thüre öffnete sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir nicht auch schon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch seine Schönheit und Grazie überraschen müssen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleid erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte Jeder im Stillen, „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde, wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blikken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät von einander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Phantast genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weib=

liches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleid bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleid!

Vermuthlich hätte ich sie schon den andern Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eines der sonderbarsten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man wohl noch. Aber als ich von einem Gange zurückkam, und die Treppe meines Gasthofs hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter demselben Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um die Erlaubniß, die Damen zu gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei diesem Worte *sehen* sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, bedeckte Brust und Schultern des Fräuleins; darum blickte ich lieber in das himmlisch schöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppe hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach!" seufzte ich. „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!"

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen einen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne *Josephine* — ich will das Fräulein so nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber das entging mir nicht: je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein.

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter.

Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeußerungen glaubte ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich sogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeitlang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlage.

Allein das Glück dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn in dieser Welt noch einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthofe. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?"

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf: sie lag am Fenster und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppe hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit und Freundschaft befahlen.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgenkleide, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!" rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie so bleich und entstellt!"

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kaschemirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn aus einander. Und — möge mir's mein seliger Vater verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah eine Brust,

hell und weiß wie Elfenbein, und zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, — genug, ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante, „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie ein Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen!“

Das war Alles, was ich endlich hervorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände, und nahm Abschied. Bei diesem Abschiede hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur einen Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir bläßer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte, wie im Fieber. Die Tage dieser Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; und zuweilen zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die *dunkle Bohne im Schnee*.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und als ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat,

war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgefallen, als hätte ich alle meine Gefühle verloren.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug!

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplänen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Nothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Planmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihren Rath. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener, vermögen so viel, als ein einziges schönes Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein schönes Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Aufenthalt in Wien und die schöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer allein, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sopha auf, breitete in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit aus, als wollte ich das Götterbild damit umfangen, und seufzte — ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war an und für sich schön genug; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand, von der gewaltigen Leidenschaft berauscht, am andern Morgen auf.

Nun erst war mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos

der Schöpfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall, ich sah sie überall. Ich dachte sie mir als mein Weib, bald dort mit kleiner häuslicher Arbeit am hohen Fenstersitze, bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sopha am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Vorstellungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig, ich war in einen Strom von Empfindungen aller Art aufgelöst; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir dachte, daß Josephine mich vielleicht zurückweisen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Außenwelt taub und blind ist.

Dieser Zustand war mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten Alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten zu nehmen, an die unsereins nicht immer denkt; sie ist vom Adelstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß, tröstete mich mit der Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkürlichen Händedruck beim Abschiede. Aus Allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als ein Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und Elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahre eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

3.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereist, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten über kein Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalte in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch dieselben Möbel; denselben Stuhl, auf dem sie gesessen; denselben Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts untersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden bis zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst!

Seltsam — aber bedeutsam genug, gleich am ersten Tage, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkästchen des Schreibtisches — lache nur Niemand! — eine schöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir diese Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Josephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne sorgfältig auf. Und als ich nun die letzte Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug sie zu einem Juwelier, ließ sie in Gold fassen, um sie beständig an seidener Schnur auf meiner Brust zu

tragen, als Andenken an die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragischen Roman.

So schied ich aus Wien. Ich war sehr unglücklich, sehr trostlos. Ich schwor, mich nie zu vermählen. Ach, man schwört in der Uebereilung mancherlei!

4.

Ich kam mir in meinem Vaterstädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen schienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geschäften; zerstreute mich durch gewagte Unternehmungen; sah keine Gesellschaften; mied allen Umgang. Nur Josephinens Bild umschwebte mich beständig, wie ein Engel, und die Bohne auf meiner Brust war mir ein so liebes Besitzthum, als hätte ich sie als Andenken von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkästchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch welche man sich selig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht so viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Basen bestürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir ins Haus geschickt. Ich mochte nichts von Allem.

Um aber die Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

5.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft mir bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als Oberstlieutenant in russischen Diensten und seit kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, anderthalb Stunden von unserer Stadt gelegen, vorgestellt ward. Ich

hörte wenig auf das; machte mein stummes Kompliment, legte den Hut ab und setzte mich. Man war gesprächig; mir desto lieber, denn ich hatte keine sonderliche Lust, zu plaudern.

Der russische Oberstlieutenant, ein großer, starker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, schon über die Sechszig hinaus, aber noch voll Feuer, beschäftigte meine Aufmerksamkeit am meisten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war sehr laut und gebieterisch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Persien, bald von der Moldau. Der Oberstlieutenant hatte die Feldzüge dort mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Abendessen ließ der Justizrath Punsch bei Tische herumgehen. Die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, in der er, an einer Brustwunde blutend, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustnarbe zu zeigen; da bemerkte man, daß er an einer seidenen Schnur eine goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst zog die Schnur hervor, und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juwel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!"

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin: eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!" rief der Oberstlieutenant, „es ist nur eine Bohne!"

„Eine Bohne?" schrieen Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um das andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?" — Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. — Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge, aber ich war wie gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!" sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife; „aber ich fürchte, die Geschichte ist Ih-

nen nicht interessant genug. Stopfen Sie Ihre Pfeifen, meine Herren!"

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

6.

Meine Herren, ich war im funfzehnten Jahre Kadet, im zwanzigsten Lieutenant! sagte der alte Herr. — Aber im fünfundzwanzigsten Jahre ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreiche, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht; doch, nota bene! meine Liebe war freilich auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher, als gegen jeden andern Offizier war, daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten spazieren ging, und sich im Winter von mir am liebsten

im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schließen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich nur zu wohl.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff, zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht, wie oft, leichteren Herzens mit meinem Bataillon gegen Batterieen Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher! Es ging nicht, sage ich.

Doch ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war freilich kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns kein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man so nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene! wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngeren Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische, zwischen den brennenden Kerzen, ein umgekehrtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu besetzen hat.

Nach einer langen Pause in unserm Gespräch — doch dergleichen Pausen waren, nota bene! nichts weniger, als langweilig — ladete mich die Gräfin zum Spiel ein. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was ich antworten sollte. Ich nahm in der Erbitterung eine meiner brau-

nen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber als sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! da fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs in den Busen hinab. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrak ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog mein Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen und flehte um Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht! Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles!"

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort, und ließ ihr doch keine Zeit dazu und, nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne daß Sophie, und ich ihn gehört oder gesehen hatten, als er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein. Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zu Worte kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln. „Du, Sophie, verreisest morgen! — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, oder verlassen die Provinz, oder sind des Todes!"

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem

Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hin gefaltet, wie eine Bildsäule.

„O Sophie," sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen, und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz. „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!"

„Nein," erwiederte sie fest, „nicht auf ewig! So lange ich athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen." Und dies sagte sie mit einem Tone — o! mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?" fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und mir schwankte der Boden unter meinen Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich kannte nun die Seligkeit der Seraphim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie," rief ich, sank zu ihren Füßen und umarmte ihre Kniee, „ich schwöre es dir: dir gehöre ich allein, so lange ich athme, und wohin mich auch mein Schicksal verschlagen mag!"

Nun entstand Todtenstille — unsere Seelen schworen zusammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückselige Bohne, welche an allen unsern Leiden schuld gewesen. Ich nahm sie, stand auf, und hielt sie Sophien mit den Worten vor: „Dies ist das Werk der Vorsehung! Ich behalte sie zum Andenken dieses Abends!"

Die Gräfin schloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten schöner. „Ja, es giebt eine Vorsehung!" lispelte sie, wandte sich ab, und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr schon in der Nacht, war sie verreist. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um meine Entlassung ein, erhielt sie, und nun reiste ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es giebt wirklich eine Vorsehung!" dachte ich, und reiste dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung und

— die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich tapfer genug. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden, meine Jünglingsgeschichten waren fast vergessen, nota bene! aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kinburn im Liman Anno Achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da glaubte ich zu sterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang umhergeschleppt, aber, immer von unserer Reiterei verfolgt, ließen sie mich zuletzt halb todt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich meiner. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskau zurück.

Die Ruhe gefiel mir gut. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskau ist eine behagliche Stadt, aber unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Obersten von Oberndorf und, nota bene! mit Sophien vor zwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wieder sehen, und, wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben?“ dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reiste ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nicht nöthig zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen, spitzen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophien, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist eine lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Oberst von Oberndorf war vor vielen Jahren gestorben, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!“ dachte ich. „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen schönen Landsitz, von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben. „Da wohnt sie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, als ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. „Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauses saßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

„Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ sagte ich.

„Das bin ich selbst!“ erwiederte zu meinem Erstaunen die beinahe Vierzigjährige. Es war mir, als hätt' ich einen Anfall von Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — ich kam von meinen Täuschungen zurück; ich

besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre, mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also sie kannte mich nicht mehr!

Ich wollte eine Scene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklommen. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war, „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohlgethan!“

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Declamationen zu fürchten. Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!“ sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thüre um.

„O sehr!“ seufzte ich. „Kennen Sie mich nicht?“

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie, es giebt eine Vorsehung. Ja, es giebt eine!“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, wandte sich seitwärts, sank aufs Sopha, und wollte sich das bleich gewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zu Hülfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr knieen sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte wie untröstlich, umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen! — Nun dachte ich nicht mehr ans Ab=

schiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte nun weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin; wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte, oder die Geschichte dieser Bohne, ist damit zu Ende, **nota bene**! noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

7.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mir im Kreise herum; vor meinen Ohren war's ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. — „Schlechterdings nicht!“ rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht!“

„Ha!“ sprach der Oberstlieutenant, „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondschein dazu.“

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?“

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu!“ sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort! Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden!“ Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen, bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. — Trotz dessen blieb er standhaft. Seine Halsstarrigkeit brachte mich fast zur Verzweiflung.

„Kommen Sie!“ sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust zog und ihm die Bohne vorhielt. „Sehen Sie — nicht blos Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses — auch ich trage die Bohne!“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen!“

Er ging mit dem Justizrathe, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, so zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich bemerkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten!“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg!“

„Und waren vor etwa einem Jahre in Wien?“

„Da war ich!“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er. „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr in demselben Gasthofe. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er. „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir zu reden?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er. „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder. „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da

werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen."

Wir schieden, ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, nur fieberisch träumen.

8.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!" sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück. „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen nicht eben aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . ."

„Mir fehlt das Adelsdiplom!" fiel ich ihm ins Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich! Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch."

„Was fehlt mir?" fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene! weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung: erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt der Kompaß, welcher uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist ein bloßes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblicke, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr nachher auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden aus Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wiedersehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne weiteres in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht."

„Das ist hart!" seufzte ich; „aber sind Sie dessen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich über-

zeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalte in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum noch erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Grafen von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen bemerkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenn dem so ist, Herr Oberstlieutenant," — sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte, „wenn dem so ist, fahre ich nicht mit Ihnen! Dann ist es besser für mich, Ihre Tochter nie wieder zu sehen."

„Sie irren sich! Ihre Ruhe ist mir lieb. Sie müssen sie sehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu genesen."

Nach langem Für und Wider setzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That fürchtete ich, die Phantasie möchte mir einen Streich gespielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, war ich meinem Ideal so innig vertraut, schmückte ich Josephinen mit so verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — so stille, zarte, treue, stumme Gegenliebe an, daß ich erst jetzt, da ich zum ersten Male mit einer dritten Person über meine Herzensangelegenheit Worte wechselte, bemerkte, die Hälfte meiner Geschichte sei von mir selbst erfunden. So lange ein Gedanke, oder eine Empfindung nicht ausgesprochen ist, kennen wir deren Gestalt nicht. Erst die Hülle des Gedankens, das Wort, giebt den Vorstellungen Bestimmtheit und Wesen, scheidet den Traum von Wahrheit, und setzt den Geist in den Stand, über sie, wie von ihm gesonderte, fremde Wesen, zu urtheilen.

Es war ein schöner Junimorgen, als wir nach dem Tarnauschen Gute hinausfuhren, und — worüber ich selbst erstaunte — mein Gemüth blieb so heiter und ruhig, wie es seit einem Jahre nicht gewesen war. Meine einfachen, höflichen Verhältnisse zu Josephinen und ihrer Tante während des ersten Aufenthalts in Wien standen so klar vor meiner Erinnerung da, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie ich noch gestern, und seit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrausch geschaffen hatte. Ja, das Aergste war, ich erkannte jetzt, daß ich Josephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich sie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich sie sehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa still. Die Be-

dienten sprangen herbei. Der Oberstlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein Paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen, dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!"

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung von gestern Abend so interessant geworden. „Ach!" seufzte ich still im Herzen, „was sind Jugend und Schönheit!"

Beinahe hätte ich glauben müssen, der welterfahrene Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin an seine Lippen und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, kann uvm sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sind; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen."

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum zweiten Male.

„Und wo steckt Josephine?" fragte der Alte; „sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern!"

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch steigt!" entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen, fröhlichen Ton der Gesellschaft ein, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalte in Wien so schmerzlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann von edler, äußerer Bildung ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen!" sagte er hastig und eintönig, als hätte er die Anrede einstudirt, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube! Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist vielleicht eine weite Reise."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgewandt, und sah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?“ rief er, „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat!“

„Nein!“ erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist!“

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ging ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was ist ihm begegnet?“ fragten die Damen den Oberstlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernsthaft, schüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu seiner Sophie hinüber und sagte: „Frage doch Josephinen!“

„Hätte sie ihn beleidigt?“ forschte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er. „Es ist eine lange Geschichte, der Graf aber gab sie mir mit zwei, drei Worten: „„Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.““

Indem öffnete sich die Thür, und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie war's, und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Kniee wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — war der glücklichste und elendeste aller Sterblichen.

Hocherröthend stand Josephine an der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten wechselseitigen Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöst. Ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse wegen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand derselben in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte, „habe ich's Ihnen nicht gesagt? Habe ich nicht Recht gehabt?“

Die alte Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden

Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Orte gefunden! — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davon gegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. — Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und mir Josephine zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten, als Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkehr in die Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuße im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht mit dem Tuche verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gottes willen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich!“

Sie nahm die Schnur wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Da lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Schultern und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf. Die Stimmen der Kommenden zwischen den Gebüschen der kleinen englischen Anlagen mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Josephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern standen. Der Oberstlieutenant sah es, und lachte laut auf. — Josephine verbarg ihr schönes Antlitz an der Brust der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wissen ja, daß Josephine meine Gattin ist; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Tantchen Rosmarin, oder: Alles verkehrt.

1.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin **Rosmarin** das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der in dem Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer sehr zu Statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzu sehr gesegnet; hingegen galt seine Frau Schwester mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengebracht und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit der Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, **Suschen** hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester nie anders als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Herr Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter **Säblein** auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grunde gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hülfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau; hatte Nach-

sicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Steinchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die Einen oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Putzzimmers haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt für eine allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren verfassungsmäßig nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst an. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, und nachher that Jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, mit schwarzen Haaren, blauen Augen, — kurz, wozu bedarf es hier einer Personsbeschreibung? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen Jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an eine Umwälzung des ganzen Weltballs, als an eine Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

2.
Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer mit seinem gebräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen! guten Tag, Suschen!“ ins Zimmer trat.

Die Tante nickte freundlich; Suschen, welche neben ihr auf dem Sopha saß, und einen weißen Strumpf strickte, stand auf, machte einen kurzen, vertraulichen Knix, und sagte: „Ihre Dienerin, Onkelchen!“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich“, sagte die Tante, „hast du die Perrücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch auf dem Kopf hast.“

„Auf dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert, und griff dahin, und fand es. „Allerdings, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; mein Kopf brannte mir, die Sonne stach; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich selbst hinter ein Kornfeld!“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sopha einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht, aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden!“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perrücke auf — es ist höchst unschicklich! Du bist im kahlen Kopfe der ganzen Gemeinde ein Aergerniß.“

„Ich will nicht hoffen! In dem Falle wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Propheten Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich, wie ihn, necken möchten. Aber in Betreff der Perrücke, Tantchen, wo hast du sie?“

sicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Steinchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die Einen oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Putzzimmers haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt für eine allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren verfassungsmäßig nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst an. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, und nachher that Jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, mit schwarzen Haaren, blauen Augen, — kurz, wozu bedarf es hier einer Personsbeschreibung? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen Jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an eine Umwälzung des ganzen Weltballs, als an eine Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

2.
Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer mit seinem gebräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen! guten Tag, Suschen!“ ins Zimmer trat.

Die Tante nickte freundlich; Suschen, welche neben ihr auf dem Sopha saß, und einen weißen Strumpf strickte, stand auf, machte einen kurzen, vertraulichen Knix, und sagte: „Ihre Dienerin, Onkelchen!“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erscheinst du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ sagte Tantchen Rosmarin.

„Wie so?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taschen nach dem Schnupftuch suchte, um sich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich“, sagte die Tante, „hast du die Perrücke in der Tasche, weil du das Schnupftuch auf dem Kopf hast.“

„Auf dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert, und griff dahin, und fand es. „Allerdings, Tantchen, du magst wohl Recht haben; denn es ist ein heißer, heißer Tag; mein Kopf brannte mir, die Sonne stach; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich selbst hinter ein Kornfeld!“

Er fing von neuem an zu suchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sopha einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Wasser und Himbeersyrup zu holen.

„Was suchst du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht ist, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht, aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist vom Herrn Bürgermeister. Suchet, so werdet ihr finden!“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, setze die Perrücke auf — es ist höchst unschicklich! Du bist im kahlen Kopfe der ganzen Gemeinde ein Aergerniß.“

„Ich will nicht hoffen! In dem Falle wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Propheten Elisa, und die bösen Buben verschlingen, die mich, wie ihn, necken möchten. Aber in Betreff der Perrücke, Tantchen, wo hast du sie?“

„Wo ich sie habe? Du hast mir keine gegeben. Hast du sie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte! es war meine neueste Perrücke. Nein, du hast Recht, Tantchen, sie liegt noch sauber im Grase, neben dem Briefe des Herrn Bürgermeisters, und zwar, wo ich selbst vor einer Viertelstunde lag, im Schatten des Korns!“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erschien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrücke suchen zu lassen, nebst dem Briefe — alles so geschwind als möglich. Die Tante war eben so ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeisters zu lesen. Nachdem Herr Säblein sich umständlich die Figur der Perrücke und Format und Farbe nebst Adresse des Briefes hatte beschreiben lassen, sandte er sogleich zwei Stallknechte, vier Drescher und einen Kuhhirten auf alle Fahr- und Fuß-, Neben- und Schleichwege, die zwischen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen sind. Er selbst wählte sich auf der Höhe des Windmühlenhügels ein Plätzchen, und musterte seine Leute mit dem Fernrohre. Bei so guten Anstalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die sieben Boten ins Herrschaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeister, und noch dazu eigenhändig geschrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Obersteuerräthin, sammt Herrn Bruder, Fräulein Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit der ältesten Tochter des Herrn Bürgermeisters beizuwohnen. Die Hochzeit sollte in sechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

3.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand sich durch die Aufmerksamkeit des Herrn Bürgermeisters, mit welchem sie nur in entfernten Verhältnissen stand, sehr geschmeichelt. Auch die Beobachtung der schicklichen Formen hatte ihr Herz gewonnen. Mit dem allen waren aber noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend

eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanna, selbst jene im Alten Testamente nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und die Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben sehr hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Lese- und Leihbibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Obersteuerrathtitel vergleichen ließ. Denn, selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen, und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögende Handwerker, Zollinspektoren, Sekretäre, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregel gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam ein junger Besuch von da nach Nieder-Fahren herüber.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrathe, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, beschlossen, zwar die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn so viel bleibt ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts ge-

ahnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfunfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlectionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

4.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und, der kleine Stolz war ihr allerdings zu verzeihen, auch durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem und bedauerte nur, daß seine sechsundfunfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Feste wurden alle Tänze zum letzten Male wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte lustig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein, voll Entzücken, bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Luftsprünge machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an;

der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünnen Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gereichten, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Beweglichkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß auch er Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Sylphide, nieder.

Als der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war, die Thür zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborene Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat den Tanzmeister aufs Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich bog, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Noch ehe dieser um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perrücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sopha flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hülfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Niederlage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perrücke hielt, zog er sie ohne weiteres an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequescht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete. „Spielt ihr Komödie? Vergesset ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer....“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte dieser ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen nahm jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und lachend ihre Haube gegen die Perrücke eintauschte.

Dies an sich unwichtig scheinende Ereigniß war der erste Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun auf der Hochzeit nicht tanzen.

5.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte aber vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, so wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder, wie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebzehn Jahre, sieben Monat.

„Desto schlimmer!“

— Wie so?

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest!“

— Ach, das wäre kein so großes Uebel! Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine selige Mutter ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober=Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorüber!

„Alles recht!“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist damit etwas sehr Eigenes! Wissen Sie noch, wie sich unsere Lisette darauf gefreut hat? Wie ihr jetziger Mann, der junge Förster von Steinfelden, ihr immer nachschlich? Wie lieb sich die Beiden hatten, wie sie...

„Suschen, du bist noch immer Kind! Höre mich! Du bist jung, bist nicht unansehnlich, von guter Familie, dein Vater war Justizrath; du hast Vermögen, eigenes und vielleicht sonst noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge sagen. Man wird suchen, sich in deine Gunst einzuschleichen, und vielleicht der schlechteste, ärmste Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am besten gefallen. Gerade heut', auf der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze stellen. Ich ermahne dich also, sei vorsichtig! Traue Niemandem von den jungen Herren, so schön er auch thue!“

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil sie Schmeichler, Lügner sind, einer wie der andere,

die darauf ausgehen, einem unschuldigen Mädchen den Kopf zu verdrehen.“

— Aber wie können sie das? Mir soll keiner den Kopf verdrehen, wenn ich nicht Lust habe, mir ihn verdrehen zu lassen!

„Ich fürchte, du hast nur zu große Lust!“

— Daß ich nicht wüßte!

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem sagt, du seiest liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind.“

— Die Modeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.“

— Ach, das fällt Keinem ein!

„Und wenn es Jemandem einfiele, würdest du denn das glauben?“

— Wenn er's mit einem Eide beschwören würde, Tantchen!

„Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit! Die jungen Leute schwören dir Alles, und machen sich nachher über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich auszulachen!“

— Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als Spaß! So sind sie nun einmal!“

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar!“

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?“

— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht so leicht erklären!“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit!

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam! Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Ent-

fernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Possen zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken! Du bist viel zu gut für einen Waiblinger!“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre ...

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben! Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich! Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer ohne Versprechen!

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

6.

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte Alles wohlbestellt zu haben, und beruhigte sich. Wie gern täuschen sich doch die Menschen! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete sie sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil sie von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt nach Waiblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großen Feierlichkeiten empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie in höchster Wonne schwamm, und selbst ihrem Vorsatz ungetreu ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren umher. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich nach glücklich überstandener Mahlzeit zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm auf den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinwogte, da löste sich ihr gan-

zes Leben in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arme dieser Jünglinge, als an der Hand des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! sagte sie leise zu sich selbst, so oft sie erschöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte sich zwar fest vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren; aber sie vergaß es über dem Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Person, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, gestreut ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten sich noch die Schrecken eines schweren Gewitters, welches von Westen flammend heraufzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahreszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters wegen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Bürgermeister mit ihr Partie machten. Und das war schlimm!

7.

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern, desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Neige leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete —, sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es

nicht an Seufzern und Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten, und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise präsentirte man ihr, als sie Durst fühlte, Punsch. Sie trank davon und tanzte fort. Aber nun fing sich Alles an, mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlig und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich erkälte, denn sie war sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste leere Zimmer, wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wollte. In der Angst vergaß er aber das Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Donner rollte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die Beiden, denn Alles schwelgte in Freuden. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurückzubegeben.

Suschen war von der Unpäßlichkeit geheilt; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Verklärung. Ein Tänzer nahm sie dem andern ab. Ihr Arzt verlor sich in der Menge der Andern; sie konnte ihm nicht einmal für die gehabte Mühe danken.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu sehen. Sie ging ermattet vom Tanzsaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als sich hier um Tantchens Tisch ein Lärmen der ungewöhnlichsten Art erhob.

8.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiele sehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeister sehr unglücklich gewesen. Aber For-

tuna wandte sich plötzlich von ihr. Desto eifriger suchte sie die launenhafte Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergessen. Der Herzbube in den Karten stiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war schlimm!

Das Schlimmste für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuspielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er sei aus seiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechsels bemerkte der Kurzsichtige nicht, daß er mit dem hochgewölbten Bausch seiner Perrücke erst dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Obersteuerräthin viel zu nahe kam. Urplötzlich züngelten Flammen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles starr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß sie ab, und schleuderte sie unvorsichtig seitwärts. Ein brennendes Band fiel in die Wolkenperrücke des Herrn Bürgermeisters und verbreitete die Feuersbrunst auf entsetzliche Weise. Als Herr Säblein, der vierte Mann am Tische, drei Köpfe brennen sah, stand er klüglich auf, faltete die Hände über seinem Kopf, um ihn vor demselben Schicksal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken rauchend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu ermitteln. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hülfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe in demselben Augenblicke so stark in Brand gerathen konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perrücken. Jeder klagte über seinen Schaden; Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

9.

Nachwehen.

Als man folgenden Tages in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tante, man möchte die großen

Gesellschaften fast verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches vorgekommen wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, sie sei himmlisch vergnügt gewesen, und möchte alle Tage auf eine Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergessen; nur Suschen träumte noch schlafend und wachend davon. Sie war so heiter, wie sonst, aber seit der Hochzeit versank sie doch oft plötzlich bei ihrer Arbeit in stille Träumerei, dann ließ sie das Strickzeug vor sich auf den Schooß hinsinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein scharfes Auge; das stille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhnisch beobachtete sie dieselbe mehrere Tage; dann brachte sie das Gespräch auf diesen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf diesen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein besonderes. Damit war Tantchen schon zufrieden, denn sie wußte, Suschen konnte sich nicht verstellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war so traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht, worüber?

Tantchen Rosmarin suchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Gespräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautstand. Es scheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredsamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erst den Brautstand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der schwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen," rief die Kleine, „wie gern denke ich an die Leiden und Freuden der Wiege! Wie schön ist's, Mutter sein, und so ein liebes Wesen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben! Hätte ich's doch schon!"

„Behüte der Himmel, Alles in Ordnung!" rief die Tante. „Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe — es vergeht bis dahin noch manches Jahr!"

„Noch manches Jahr?" seufzte Suschen still, und senkte das Köpfchen tief aufs Busentuch hinab.

„Erst muß ein Bräutigam vorhanden sein."

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen! Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort!"

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn in Waiblingen Niemand vorzüglich?"

„Das haben Sie schon so oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein!"

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen! Dir kann's nicht fehlen."

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern sollen. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also in vollem Ernst nach, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber noch ehe die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden —, änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

10.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir außer Zweifel, das Fräulein befindet sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden!"

Tantchen Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so außer sich, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob sie in Ohnmacht fallen, dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auflachen sollte. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Manne stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein- für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zu viel nicht zu hohen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Fräulein Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tages wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?“ fragte sie in einer einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du werdest Mutter werden!“

„Wirklich?“

„Nicht so, Suschen, der Mensch ist ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es ist mir doch beinahe selbst so vorgekommen! Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber sagt — —“

„Possen! Ich würde mir eher träumen lassen, der Himmel falle ein. Wie solltest du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verstehen das besser!“

„Du hast keinen Liebhaber?“

„Nein!“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Gewiß nicht!“

„Also ich vermuthe, du hast dir auf der verwünschten Hochzeit beim Tanzen Schaden gethan. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, so hätte ich nie den Skandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wissen, ich habe Ihnen gesagt, Tantchen, schon auf der Hochzeit ward mir schwindlig, daß ich abseit gehen mußte! Einer von den Herren begleitete mich in das nächste Zimmer.“

„Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?“

„Nein, er sprach wohl davon, aber er that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?“

„Nein!“ sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsilbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter . . . plötzlich schlug sie mit kläglichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: „Unglückliche, so war meine Warnung vergebens!“

„Aber, Tantchen, Sie sind ja ganz außer sich!“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie sich doch! Das Unglück ist gewiß nicht groß!“

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß?“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröstlich. Sie sprach von Schande, von Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzu blinder Unwissenheit hatte aufwachsen lassen. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und machte das Unglück nicht rückgängig; und nebenbei mußte Jeder gestehen, Suschen sei noch so unschuldig, wie sie es vor dem Sündenfall gewesen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er sollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnet! mir, in meinem Hause, in meiner Familie!“ rief Tantchen; „alle Ordnung zerrissen und verkehrt! Noch nicht Braut und schon Kindbetterin — das bringt mich ins Grab!“

Sie kam aber darum nicht so bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeste Gesundheit.

11.

Prozeß.

Das größte Räthsel aber war noch nicht gelöst. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu sagen, wer ihr Verführer gewesen? Nach allen Beschreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte einen blauen oder grünen Rock, weiße Beinkleider getragen u. s. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch selbst über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe. „Das geht, das läuft, ohne sich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran ist deine Erziehungsmethode schuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm. „Ich bin zwar ein Freund der Unschuld, aber Alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradiese war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beschrieben, ja sogar mit Fingern gewie-

sen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es giebt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und dagegen manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist!“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war, wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen gegen den unbekannten Verführer auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun einer um den andern täglich in der Stadt, um den Namen des Friedenstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache zurück, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder die Personsbeschreibung des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, der für so etwas mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeiste ausgerüstet war! — Von Suschen hatte er so viel Einzelheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitsgästen; in Waiblingen paßte Keiner zu der Beschreibung — er mußte also außer Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war Niemand, als ein alter Herr Accise-Einnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen, etwa achtundzwanzig Jahre alt, zugegen gewesen. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten, sich sehr genau des Backenbartes, des Grübchens im Kinn u. s. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe sieben, andere, er habe

drei gehabt: so war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine buckligе Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den Andern zugesehen hatte, erwähnte, Suschen sei mitten aus einer Anglaise in Gesellschaft des jungen Herrn Barons aus dem Saale gegangen.

Tantchen Rosmarin war über diese Entdeckung entzückt, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück gestiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrathe ein Brief nach Malzendorf gesandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, sich nach Nieder-Fahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück. Vierzehn Tage verflossen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welche sich schon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand diese Verzögerung sehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Gesandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umstände mache, die Angelegenheit dem Vater desselben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den ansehnlichen Vermögensetat der Frau Obersteuerräthin merken zu lassen, mit der Versicherung, daß Suschen Universalerbin sei. In jedem Falle solle er aber die Heirath und zwar die schleunigste unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf sich bequem in die Chaise der Frau Obersteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchsen gezogen, den Oberknecht in einen Kutscher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man seine Wiederkehr. Man hatte zu der Beredsamkeit des Herrn Säblein so viel Vertrauen, daß Niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich statt zu Malzendorf zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal in solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt hatte, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohne

die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechungen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede: drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel scheren u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleid für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Selbstgefühl wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung sei. „Das Alles hätte sich nie ereignet," sagte er, „hätt' ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht."

Folgenden Tages kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigsten Rechtsverdreher, der aus Weiß Schwarz, und aus Schwarz Weiß machen konnte, und ohnehin einen persönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehreren Jahren dort vergebens um die Stelle eines Justitiarius angehalten, die, statt seiner, einem seiner ärgsten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte er zu Tantchen, „wenn Ihr Fräulein Nichte in Jahresfrist nicht Baronesse von Malzen ist, so zahle ich die Prozeßkosten aus meinem eigenen Vermögen!"

Die zuversichtliche Miene, mit der er sprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

12.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieses Eifers ging der Prozeß sehr langsam vorwärts, weil der Beklagte in Venedig und Rom spazieren ging, und man nothwendig doch seine Erklärung über die ihm gemachten Anschuldigungen erwarten mußte.

Unterdessen vermehrte sich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie dagewesen war, ein Grüb-

chen im Kinn hatte, wie ein gewisser Spaziergänger, und diesem, nach Aussage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder sieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgestiegene Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn bei dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Barons, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, zu den Akten gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, und den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben, gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß diese Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein Anderer wäre der Vater; endlich aber, daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher, je lieber, mit einer Geldsumme abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn

Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen, es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Barons einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der außer seinem papiernen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachtete dies für ihr Haus als wahre Mißheirath, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, in Gesellschaft seiner sechszehn Ahnen nach den vollen Goldkisten einer reichen und schönen Bürgerlichen zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen für ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wenn es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er vorher in seinem Schlosse nie etwas vernommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gerichte, als er, hatte. Er würde, als er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten verschafft, vielleicht zum bösen Spiele gute Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mißheirath mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben. Aber die Botschaft, die Tantchen ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Heirath Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahres in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur

dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

13.
Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm keines Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bediente zusammen, so daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte, dem Justitiarius eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterisch Briefe über Briefe, voll Donner und Blitz, er solle mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückkommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorzeit studirte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen,“ doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Gemeingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronieen. Als er aber den Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmale des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter und schrieb ellenlange Briefe, worin er den Thatbestand aufs genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Gefallsucht, ihre Natürlichkeit für Künste der Buhlerinnen. Schon mehrmals hatte er im Sinn gehabt, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reiste er andern Tags sogleich von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal in dritter Instanz wirklich mit

Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Das Urtheil erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben, verstummte vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr davon, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und er sank mit dem Briefe todt nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, war sein Vater bereits beerdigt.

14.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntnissen und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief, der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, blos mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den altadeligen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen, Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Pläne; schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil seiner Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Speculationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse

vom Erben verkauft werden; dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen, aus Beider Vermögen, erstehen, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Zwangsbräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung des richterlichen Urtheils zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Barons zu Hülfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht; nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Als Antwort kamen blos die Worte: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, die verhaßte Feierlichkeit wenigstens des Anstands wegen, wenn Sie anders Sinn dafür haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat!“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keiner Zeit ein lebendiger Mensch, auch nur aus einem Buchstaben, den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig ins Feuer, und wartete, bis das letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht gar zu zudringlich zu scheinen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher

Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwur.

Nach einem Vierteljahre meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen und, wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, die Feierlichkeit in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau in der Mitte zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; Alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich blos deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde nach der andern verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Schimpf! Der Mensch läßt uns boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehn Mal, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf ein Reiter heran, stieg beim Wirthshause ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, mit blauen Augen, in seinen Bewegungen voll edlen Anstandes. Er trug einen schlichten aschgrauen Frack und runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen; der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers

hinein, in welchem sie saß. Ach, hätte sie sich vor aller Welt verbergen können!

Der Baron fragte nach höflicher Verbeugung, in einem fast allzu nachlässigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?"

Mit Empfindlichkeit im Blicke, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne weiteres zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!" aber der Vorwurf erstarb ihm vor Erstaunen im Munde. Alles, was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um den abgeschiedenen Geist seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch eine kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er nach manchen eingezogenen Erkundigungen wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch ein recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger als eine gefallsüchtige, oder verdorbene Dirne, wie er sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in fast klösterlicher Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheile ausdrückten, „ein richtiges Gänschen". Allein Suschen so zu finden, wie er sie nun fand, das war ihm Zauberei. Diese edle Gestalt, voll Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — dies Alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!" dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in solcher Verwirrung war sein Gemüth.

„Herr Baron, ist's gefällig?" sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete. „Man erwartet uns in der Kirche."

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen, ob sie ihn annehmen solle, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläufigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaare; folgte mit zornglühendem Gesichte; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arme führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die festlich geschmückte Unglückliche, neben welcher er mit

bestäubten Stiefeln und Sporen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgange weder an Hut noch Sporen! Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arme.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nicht gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne junge Dulderin, mit ihrer Unschuldmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder —, dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du gebrochen!“

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich!“

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!“ flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich klar. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so außer Fassung gekommen, daß er keine Worte finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblicke, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch einen einzigen Ton Ruhe geben,

ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechseln der Ringe, suchte er den kostbarsten von allen, die er trug, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

15.
Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von Allem nichts, weil er nur Suschen sah, die zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Mißgestalten neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig hin und her; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden, er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen nachher liebenswürdig zu finden, gegen welches er einen anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle verblendet?“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken). „Sie ist ein reiner Engel Gottes, du bist aber ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun das verzeihe ich dir. Daß du Stoff zum Prozeß wider sie liefertest, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der verdammte Justitiarius schilderten ja die heilige Seele wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du in die Heimath zurückkamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen wiederhallen hörtest, daß du ihre Herrlichkeit nicht einmal begriffst, als die albernen Mädchen von Waiblingen diese mit dem Ausdruck bezeugten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberrittest nach Nieder-Fahren, sie

nicht selber sahest, dich nicht des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst es, in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons die Rede sei, sie hätte sich nicht gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war in nicht geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preisgegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als die Entehrte, gerichtet, die man vermittelst der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von Allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Bald dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus, an das liebenswürdige, vaterlose Kind zurück. Bald überfiel die tiefste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Angetrauten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann gedachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgange gesprochen. „Wie er nur das gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesichte errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Schooß der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht; auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahre gehalten hatte, war doch Allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

16.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite, mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshause begleite!“

„Das ist doch ungeschliffen von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich! Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast!“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage m e i n nennen soll?“ Er nahm sie, ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten, und wollte noch Vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshause, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen; der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen bestellen; allein in dem elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat sich ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt“, sagte sie mit lächelndem Zorn in einer Ecke des Zimmers zum Verwalter, „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen! als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Hafer für die Pferde zu haben wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß über seine Plattheit lachen!“

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und still trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm die Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefalteten Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen ge-

heftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte: „Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrießliche, gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste!“

„Es scheint, Herr Baron!“ erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, abgleich ziemlich spät.“

„Sie haben Recht! Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen! Glauben Sie mir, ich wünschte das Verbrechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung!“

So ehrlich auch Pompejus bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie nur versteckten, oder wie sie sich ausdrückte, teuflischen Spott sah.

„Herr Baron,“ sagte sie, „es beliebt mir, Ihre Worte für baren Ernst zu nehmen! Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst in der That etwas von Verzweiflung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht Alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, das Gespräch abzubrechen. Sie könnten nur alten Verbrechen neue Beleidigungen hinzufügen. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist!“

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht, mich so zu behandeln! Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen!“

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . .“

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr.“

„Es kann nicht sein!“

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?“

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten.“

„So muß ich sie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich einen Augenblick zur freien Unterhaltung mit ihr.“

„Sie hat darüber zu entscheiden!“ sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Angetraute, reichte ihr schweigend und mit trübem Blicke die Hand dar, und führte sie ohne Anfrage in ein anderes Zimmer. Suschen ging unwillkürlich mit, unter Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie standen, und kehrte zu der Furchtsamen zurück. „Frau Baronin...", sagte er zu ihr mit unsicherer Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron, ich bleibe meinem Stande getreu! Die Förmlichkeit, welche uns verband, giebt Ihnen keine Pflichten, mir kein Recht."

„Und mein Verbrechen leidet nicht einmal die Befugniß, Ihnen den süßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte."

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz! Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?"

„Haben Sie, Frau Baronin, aber ich beschwöre Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?"

„Ich glaube an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube."

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O, so glauben Sie mir auch in diesem Augenblick — ich ward zum Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Bösewicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient! Aber glauben Sie, ich war und bin kein Bösewicht."

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?"

„Zu einiger Ruhe, zu vieler Ruhe. O, Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie."

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück!"

„Nein — seien Sie heute noch ganz Engel! Gewähren Sie mir noch eine Bitte!"

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter, ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen."

Sie antwortete nicht, auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte . . .“ fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin, „ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, ist die Großmuth gegen einen Unglücklichen! — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voller Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ sagte schluchzend die Neuvermählte und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da sie Beide Hand in Hand mit verweinten Augen daher wandeln sah.

„Er hat gebeten,“ sagte Suschen, „unsern kleinen Pompejus einmal zu sehen.“

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!“ setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch als er sie nicht mehr sah.

17.

Ueberlegungen.

„Abgethan!“ rief Tantchen, als der Wagen außer dem Dorf war, „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.“

„Ach, Tantchen,“ sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer! Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Baron seinen Titel gab.“

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißt jetzt Baronin; bist ihm angetraut. Unser Pompejus hat einst volle Ansprüche auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein verhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung einleiten. Nun, einen Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung, so wie der Rechtsspruch des Obergerichtshofes — das beschleunigt die Sache. Aber übermorgen, sage ich, muß der Advokat angewiesen, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig sein. Der Herr Baron, dein Mann, und seine ganze Sippschaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur an deiner Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an seiner Baronschaft. Wir werfen

sie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich setze nur den Fall — protestiren wollte — er wäre es wohl im Stande, um mich zu ärgern — siehe, und sollte es mir allein tausend Dukaten kosten — — die Scheidung muß vor sich gehen! Muß! sage ich. — Hm! wahrhaftig, um die Verbindung mit dem Hause Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und sein hochadeliges Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt ist, sie wird's nicht glauben. Sie soll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut', als übermorgen. Indeß die Form muß beobachtet werden. Heut' Vermählung, übermorgen Scheidung. So ist's recht. Du hast's ihm doch gesagt? Aber, ehe ich's vergesse, warum habt ihr Beide denn geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?"

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange ersehnten Ziele ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau Alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irrte mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!" — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gerunzelt, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!"

„Was dann, Tantchen?" fragte die junge Baronin, die fast erschrak, und von einer schnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es kostete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung,

und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt!"

„Nein, Tantchen, zu solch einem Spiel gebe ich keinen freundlichen Blick her!"

Betroffen und ihre Uebereilung bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte die Hand und sagte: „Du hast Recht!"

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentage, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmucke; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz bis in die späte Nacht.

18.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Gestalt vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf: nie führe ich ein anderes Weib zum Altare, wie dieses!" Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen. „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!" rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galop zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamen Schritt; raschen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen, wie? Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen,

zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder=Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern geworden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Geleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was treibst du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tische lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist ganz hübsch, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch eine Förmlichkeit zusammgeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben! Gott Lob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast! Jeder Mensch kann wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und betrugst dich, im Wirthshause, wie ein Knabe.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war einen Tag nach dem andern thätig, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder=Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihm Ueberwindung kostete.

19.

Die Baronin.

Zu Nieder=Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstande geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung

über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; einige Kammerjungfern zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun“; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Sie konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei, ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und der Art, wie er sich benommen, und der Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juwelenkästchen, in dem er lag, den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte!

Als aber acht Tage, sogar zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, die Tante aber jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Krokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juwelenkästchen. Sie sah ihn seltener und wurde stiller und nachdenkender.

20.
Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altensteig sah, in welchem ihm Suschen angetraut war, schlug sein Herz unwillkürlich schneller. Als er vor dem Wirthshause war, stieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzumachen; aber er trat doch gern in die Wirthsstube, und da sah er immer nach dem Winkel, wo sie gesessen hatte, und aus dem Pferdehandel wurde nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wiesen her die weißen Herrschaftsgebäude von Nieder-Fahren im Sonnenglanze leuchten sah, mußte er schlechterdings langsam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder an was sonst.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hin zu murmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernste, du bist verliebt und ohne Rettung verloren!“ Er dachte es, und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen, zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen!“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist mit ihrem Kinde in ihren Zimmern. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen! Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen und Sie anzumelden.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken außer sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher, und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angemeldet, und trat herein.

„Frau Baronin,“ sagte er und ward blaß und roth, und

sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben . . .“ Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte alle Fassung verloren.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneigen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein,“ sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen! Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich!“

„Der Anblick Ihres Kindes wird Sie erfreuen.“

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen!“

„Beruhigen Sie sich! Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken.“

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah; und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei? — Er schüttelte langsam den Kopf und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Lieblinge herab, und sprach: „Pompejus, gieb diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater!“ Aber diese letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, du?“ fragte mit verwundertem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrbande des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde und sagte: „Das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Da sehe ich mein verlornes Eden!“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter!“ — Aber Suschen antwortete nicht, sondern weinte nur heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widersprechendsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, blieb vor ihr stehen, als hätte er ein schweres Bekenntniß abzulegen; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand unwillkürlich an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich; „nur mir kommt es zu, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir seit den Kinderjahren fremd; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht! Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzu schwer fühlen! Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein: würde ich mir denn selbst verzeihen können? Kann ich den Jammer ungeschehen machen, mit dem ich Ihre Jugend erfüllte? Kann ich die brennenden Thränen, die Sie um meinetwillen vergießen mußten, ungeweint machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden! Der Himmel hat ja mit der Reue des Sünders Mitleiden.“

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach, ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich

nicht ganz! Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalt der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit Küssen.

„Herr Baron," erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter, ab, in der ich meine zweite Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden! Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte von Ihrer zweiten Mutter gewährt würde — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur gelernt, meiner Mutter zu gehorchen."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit großer Heftigkeit — dann seinen Sohn, sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er für diese Stunde seinen Dank stammelte.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber als er die Treppe hinabging, stieg das ernste Antlitz Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!" dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galop davon.

21.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu Allem den Kopf.

„Daß ihn", sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun, das will ich wohl glauben, gutes Suschen! Er müßte ja von Holz oder Stein sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott

sei mir armen Sünder gnädig! — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knieen lag, beweist noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solche Männer kommt das Knieen so unwillkürlich an, wie die Weiber das Weinen! Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihn mit größerer Würde behandelt haben. Er verdiente nicht, Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Windbeutel richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater: ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, nach der Gebieterin desselben zu fragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sopha, vollständig zum Empfange bereit und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte! Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, wo das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, der Welt sagen zu können: ihr seht ja, Leute, daß ich Recht hatte! Sie war's, die mich einst verführte; sie trachtet mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß haben, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und erbat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Ihm schlug sein böses Gewissen. Er fürchtete meinen Scharfblick, der schon manches seiner Pländchen durchschaute. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts!"

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern, und schien gar nicht abgeneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sopha mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Windbeutels gesessen hatte, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgenden Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzu sehr ein Raub der gewaltigsten

Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun vergönnt ist, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist!"

— Was? — dachte Tantchen, — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron!" hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinschen Staatsrathe am andern Tage beschlossen worden war; „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Eurer Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, des Reichthums Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist!"

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung in der Abfassung gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in Allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen war also Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit bei dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgemacht zu sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren. Denn sehr unerwartet erschien vom Herrn Advokaten Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle möglichen Chikanen hervor, uns, wo nicht zu besiegen, doch den Sieg zu erschweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, Wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen, im Namen seines Klienten, rundweg gegen die Ehescheidung protestirt, ungeachtet dieselbe bekanntlichermaßen in dem Urtheilsspruche des letzten Pro-

zesses nicht ganz undeutlich ausgesprochen zu sein schien. Aber diese neuen Kniffe sollen dem besagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Euer Wohlgeboren, sich deshalb nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in gedachter Protestation nichts anderes, als einen deutlichen Versuch erkenne, Euer Wohlgeboren neuen Verdruß zufügen zu wollen."

Als dieser Brief im Staatsrath verlesen ward, machte Tantchen finstere Miene; Herr Säblein nahm eine Prise zur Erweckung der Verstandeskräfte; der Herr Pfarrer schüttelte den Kopf, und schlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte sich nach der schönen Wanduhr um, zu sehen, wie spät es sei.

„Schändlich!" rief die Tante, und warf den Brief hin. „Neue Bosheit! aber der Herr Baron irrt sich. Der erste Prozeß hat ihm die Geldkiste geleert; dieser soll ihm das Haus ausräumen."

22.

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging in ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gern seitwärts im Vorbeigehen hinein — schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen; sie öffnete das Fenster, um frische Luft zu genießen, oder die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedies nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!" dachte sie, und legte sich ins Fenster, ohne an die schöne Natur und freie Luft zu denken. „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann." Eine Schamröthe färbte bei den Worten „als meinen Mann" ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie über die Lippen gekommen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wunderbar Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann" nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbein's Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, obgleich es sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!" dachte Suschen weiter. „Aber es ist doch wahr, das Geschehene

ist geschehen und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewänne; ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch vom Grund der Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten."

Das Wörtchen „Mann" hatte für sie so viel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sie sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes" zu dem Ringe, welchen sie von ihrem „Manne" bekommen hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes" an und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann" ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, um so mehr für seinen „Mann". Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem kleinen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Manne". Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Einbildungen.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um dieselbe Stunde, dieselbe Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes", der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, ins Haus zu kommen.

23.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenste aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt alle doch Fleisch und Blut haben, wie unsereins. Sie beschloß also, Untersuchungen über die Erscheinungen im Park anzustellen, und ging — sobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte sie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen gethan, so erschien zu ihrem größten Schrecken das Gespenst, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries sich glücklich, sie allein zu finden.

Suschen, auf solche Gespensterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern und wünschte sich weit weg, wenigstens bis zu Tantchen Rosmarin aufs Sopha. Das war aber nun zu spät.

„Die Frau Obersteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus versagt. Ich verarge der schwer beleidigten Frau diese Strenge nicht. Ich habe sie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, oder mein Kind, wenn auch nur in der Ferne zu sehen! Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht! Ich verspreche dagegen, daß ich, wider ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen."

„Herr Baron," stammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante . . ."

„Es sei! Ich gehorche! Ich schweige! Ich will elend sein! Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör! Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozesse entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen! Bei Gott im Himmel, ich kann nicht! Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, ohne zu wissen, was ich empfing, durch seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward!"

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit! Erklärungen

dieser Art wünschte ich am wenigsten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlassen Sie die Sache den Advokaten und Richtern! Ich habe Ihnen nichts zu antworten."

„Aber sagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau! Entscheide nun das Schicksal über mich, wie es wolle; beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, so geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tausendmal leichter sterben, als das entsetzliche Ja zur Trennung sprechen. Hassen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in diesem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an! Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuschungen so selig, wie ein Wahnsinniger."

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron ..."

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgesprochen! Sie wissen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlassen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauschen und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir Alles versagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wollust nur, daß er zuweilen seinen Sohn sehen dürfe! Ich wage nicht, es gerichtlich zu fordern, aber ich wage, es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen."

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!" rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen. „Ach, doch zuweilen, der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn so selten sieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckergebäck und Spielwerk, bleierne Soldaten und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht! Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater!"

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihen mögen. Aber Beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und

behielten einen Ton bei, der mit der Stimme der Natur in ihrer Brust einen seltsamen Gegensatz bildete.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn auch meine Gesichtszüge nicht vergessen, geben Sie ihm auch dies Bild! Lassen Sie es ihn auch zu seinem Spielzeug legen! Sagen Sie ihm oft: das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat! Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen! Ich bitte Sie, geben Sie es ihm!“ — Es lag schon bei andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; Jeder von Beiden hätte einen Eid darauf gethan, es sei eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?“ fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden.“

So schied man aus einander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich aufs Pferd und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug das Spielwerk auf ihr Zimmer, verschloß es sorgfältig; und beim Abendessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

24.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan guten Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!“ sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Aerger, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit

dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Bild, denn es war auch gar zu sprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnte von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht einfallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde desselben Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanenvollste aller Chikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozesse gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu solchen scharfsinnigen Gegenstreichen viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstande, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, Wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Während ich unsern Prozeß fortsetze, in der frohen Aussicht, ihn glücklich zu beenden, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die Hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als seinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Besitzungen macht, und sie eben sobald gänzlich abtritt, als im vorwaltenden Ehescheidungsprozeß die Trennung seiner Ehe gerichtlich ausgesprochen werden sollte. Obwohl nun besagter seltsamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozesses keine wesentliche Störung verursachen kann, scheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunstgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die Hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieser Rücksicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewissermaßen als eine Schenkung unter Lebenden zu betrachten ist, hangt es noch davon ab, ob die Beschenkten geneigt sind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Ehescheidung vor sich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht! Mir schwindelt der Kopf!“ sagte Tantchen Rosmarin nach Vorlesung dieses Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ sagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas schlägt man nicht gern aus.“

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante, „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt eine gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte in diesem raschen Entschlusse des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben: man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung!“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was, dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen!“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen!“

„Trifft genau ein!“ sagte der Herr Verwalter; „tausend Wochen machen neunzehn Jahre, zwölf Wochen.“

25.

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch dem Beschlusse des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin von den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen

werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr *ihren Mann*; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses, aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, *lieber* Vater! Ist er dir auch *recht* lieb?" –– Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „*ihren Mann*", und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuch fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden." Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park, und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kinde.

Endlich erhob diese die Augen zu ihm und sagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahren, auch mir eine Schenkung von größerer Art zugedacht. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzustehen. Ich kann ein solches Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird."

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile; dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Falle mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut oder mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinen Untergang. Es möge sein!"

„Nein, Herr Baron," sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen!"

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?" rief er lebhaft, und warf einen unsichern Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante und war mit ihrem Gehorsam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er sein Spielzeug fahren ließ: „Nun lege auch das Bild des Vaters zu den schönen Sachen! Nicht wahr, Mama?" Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umstände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machst du denn, Unartiger?" stammelte sie. Aber der Unartige hielt seine Beute fest, und ruhte nicht; sie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwischen seinen bleiernen Kanonen und Husaren aufstellte.

Eine selige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick seines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorstieg. Er sank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!"

In ihrer Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkürlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voll Demuth und Würde, Liebe und Trauer, saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupte webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seide webt.

„Sie haben mir vergeben?" fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn Niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galop durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!" sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust

und rief: „O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöst, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galopade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Knaben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen noch röther, während er, wie ein Amor, mit schelmisch=unschuldigem Lächeln Beider Nacken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine halbe Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bediente schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, ist von Liebenden schon oft gesegnet worden. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

26.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward, und daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einige Male sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Lustgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr laufen mußte, läßt sich denken. Daß man auch von Niederschlagung des unseligen Prozesses sprach, der zwei Leutchen trennen sollte, die, ohne einander, das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigensinn der Tante Ros=

marin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, andererseits sie durch den Spruch des Gerichts ins rechte Geleise zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter“.

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Unrath witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Manne“ sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal eine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abende vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt!“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht. „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten; denn sie will mit der Sache nicht heraus. Das ist nun ein mißliches Unterfangen; denn ich selbst bin etwas zu schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Dienstboten solchen Auftrag zu geben, wäre gegen alle Würde und Ordnung! Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser häufige Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben!“

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, „laß mich nur machen! Ich will den Park hüten, wie ein Waldläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich dazu besser, als ich.“

27.

Des Pfarrers Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Die Pläne wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen eine unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag gegen Sonnenuntergang machte sich der Herr Pfarrer zum Spähen auf.

Er traf es in der That sehr glücklich, denn der Baron war wirklich im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derselbe an einen langen Hochwald stieß, und von woher der Herr Baron einzutreten pflegte. Gewöhnlich stieg er da vom Pferde und gab es seinem Jäger zu halten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war anderen Geschäften nachgegangen. Der Herr Pfarrer betrachtete das schön gesattelte, prächtige Pferd lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopfe, band es los, und dachte: „Ich führe es nach Hause in unsern Stall; der Eigenthümer wird sich schon melden, und dann ergiebt sich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Einfall ist pfiffig!“

Nur ein Umstand war widrig. Das Pferd schien mit seinem Herrn in geheimem Einverständniß zu leben. Denn es wollte sich durchaus nicht am Zügel vorwärts ziehen lassen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, es stellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie und hast hinter den Ohren keine Augen! Ich wette, du gehst gutwillig!“ Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edlen Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich machen ließ. Seit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer zwar nie ein Pferd bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Verzuge.

Er stieß also dem Pferde die Hacken in die Weichen, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg entlang und nach gewohnter Weise über den Feldweg zur Landstraße, weil es seit mehreren Wochen mit dem Baron keine anderen Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, griff aus billiger Vorsicht anfangs mit den Händen in die Kammhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich statt unter Tantchens Fenster auf die Landstraße versetzt sah, so versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber dieser Arbeit verlor er bei einem Haar beide Steigbügel. Indem er sich der-

selben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Pferd auf jede Art zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, als er in der Verzweiflung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, sich auf die Hinterfüße zu stellen.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Pferde, an das er mit Händen und Füßen wie festgewachsen hing, und welches nun im Galop davon jagte, so daß ihm Hören und Sehen verging. „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir!" seufzte er. „Das ist der eingefleischte Satan. Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!"

Indem ereignete es sich, daß der Weg von den Bauern durch ein Gitter, dem weidenden Vieh zu Ehren, versperrt war.

„Herr Gott, dich loben wir!" rief der Herr Pfarrer; „hier muß Halt gemacht werden." Allein das Pferd flog wie geflügelt mit einem Satze darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein Hut nebst der Perrücke im gerechten Entsetzen entflohen. „Ihr habt noch schlechter reiten gelernt, als ich; wenigstens sitze ich noch fest!" sagte der gute Geistliche mit christlicher Gelassenheit zu den Abgefallenen, und sah sich nicht einmal nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Bestie hin? Geht's so noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, so habe ich den Ritt um die Erdkugel vollbracht, und komme wieder auf der anderen Seite bei Nieder-Fahren zum Vorschein." Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Besorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm springen, zupfte mit den Fingern den Zügel seitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das seltsame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Wasser. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er sich zwischen Himmel und Wasser sah, und die Wellen durch die schwarzseidenen Strümpfe, bald darauf durch die sammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis sie seine Hüfte umspülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwischen glücklich das andere Ufer, fand die Landstraße wieder, und setzte im Trab die Reise bis zum Schlosse Malzen eilfertig fort, wo es

mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhofe, welche dem Reiter zum Stall nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei?

28.

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar ohne Perrücke und Hut, und die untere Hälfte des Leibes von Wasser triefend, fern von Hause, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein einstweilen war doch das Leben gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach, einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sich's gefallen, bis zur Rückreise einzukehren. — Inzwischen verflossen fast zwei Stunden; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn wegen der Entführung des Pferdes als Gefangenen, wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, als er es aus Muthwillen bestiegen. Nach langer Ueberlegung beschloß er die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Pferd des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den würdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem perrückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhofe vernommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr von der Rückkehr in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf das Haupt eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhle saß, den ganzen Abend zu Muthe, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug,“ sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittlung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich —; sie will keine Trennung, und doch ...“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edlen Gastfreunde Frieden geschlossen und ihn sogar lieb gewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht umhin konnte, ihn zu lieben. Man fühlte sich bei ihm wie zu Hause. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen gemacht. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Frieden, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief nach dem andern: die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden! Suschen muß Ihnen werden! Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen

Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Sie ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus', nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen."

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

29.

Kopfschütteln.

Erst spät am andern Tage kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil seiner Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Oheim?"

„Beim Herrn Baron! Er läßt dich herzlich durch mich grüßen."

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?"

„Nun freilich! Das ist ein Ehrenmann! Ich verdenke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen."

„Meine Briefchen, Oheim?"

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen."

„Ich ihm geschrieben? Was Sie doch denken!"

„Daß du eine kleine hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte."

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Oheim, verrathen Sie mich um Gottes willen der Tante nicht! Ich will Ihnen ja Alles gestehen!"

„Gut! Aber du mußt mich der Tante ebenso wenig verrathen. Denn sieh', es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts!"

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht so viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfin-

dungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, schloß sich in ihr Zimmer ein, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und dankte Gott.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abenteuers vernommen. — Als er erzählte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voll Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Vorwitz!“ Als er aber den Luftsprung über das Gitter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht eher ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Als nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein! ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und ließen der Sache ihren Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Zehen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist doch ein schwacher Mann, deine Grundsätze, sowie alle Schande und alles Ungemach, das der Baron unserm Hause angethan, für ein einziges, armseliges Abendessen zu vergessen!“

Da ward der Pfarrer unwillig. „Ei, Tantchen, ist aus dir denn alle christliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hättest statt meiner das Pferd des Barons geritten, hättest durch alle Lüfte fliegen und durch die brausenden Wellen schwimmen müssen, um die Bekanntschaft des Ehrenmannes zu machen! Dann würdest du anders sprechen.

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsche des Bruders eben so viel Unschickliches, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine drei Stunden lange Rede, in welcher sich der Schlußsatz beständig wiederholte: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, meinen Grundsätzen gemäß!“

30.

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nur allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer hielten zusammen, und Herr Verwalter Säblein, als er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, suchte neutral zu bleiben, um Keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stunde an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, so runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokaten Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so hat Alles ein Ende und der Baron wird vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Gericht die Scheidung ausgesprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war außer sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „Nichts, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Eröffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden! Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreißen, wenn du selbst es nicht willst!“

Suschen schlang beide Arme fest um den geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! ich werde noch heut' mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich die Klage zurückgenommen haben will!“

„Ist das Alles?“

„Was soll ich weiter?“

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben, daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?“

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen! Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und versprach, mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten!“

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Oheim!“

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort!“

„Gewiß!“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, giebst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?“

„Nein, aber die schriftliche, vor dem Gericht gültige Erklärung, daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe.“

„Auch gut! Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir! Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird sie beruhigen.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr, auch waren seine Küsse glühender, als sonst.

31.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!“ sagte der Oheim, „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Sela! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden.

Sie wird freilich großen Lärm machen; ich werde den ersten Sturm aushalten, dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber als nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren Beide den Muth. Der Herr Pfarrer nahm eine Prise nach der andern; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebstes, bestes Tantchen," fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen; aber werden Sie nicht böse! Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben!"

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an. „Was ist dir?"

„Es ist ihr ganzer Ernst," sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede!"

„So? Dich, mich, uns Alle vor der Welt an den Pranger zu stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?"

„Ich war's ja nicht, der ihn begonnen hat, bestes Tantchen!"

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben!"

„Weil ich den Baron damals nicht kannte."

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen?"

„Er liebt mich!"

„Das glaubst du im Ernst?"

„Ich schätze ihn sehr — und er ist ja mein Mann!"

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag; aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein."

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein!"

„Frau Baronin," sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie für gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu spielen! Vermuthlich hat

mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hülfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir, wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen! Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht die Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen! Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug! — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter es sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden! Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir die Ehre theurer ist als Alles."

Sie sagte es, und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen, kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr schluchzend an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht!"

„Ich sagte es. — Ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren!"

„Aber, Tantchen, er ist edler, als Sie denken! Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, den ich unaussprechlich liebe!"

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin! hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbart!"

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?"

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen!"

„Halt!" rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach. „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne weiteres für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen.

Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern! Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, um des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!"

Tantchen Rosmarin erschrak über der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer," sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Traureden spare für die Kirche auf, aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer!"

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhause zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draußen wieder euer Wesen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen! gehe in dich! Lasse Suschen ihren Willen! Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen! Er ist ein Ehrenmann!"

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe von dir, du wirst vernünftig sein, und meinem Rathe folgen! Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Letztes. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Silbe! Hörst du?"

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, auf Alles gefaßt!" sagte Suschen. „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; die Befolgung desselben macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich entscheiden kann. Ich habe aber nicht mehr zu entscheiden; die Pflichten gegen mein Kind, mich selbst und den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden."

„Vernünftig gesprochen, Suschen!" rief der Herr Pfarrer. „Gehe du zu deinem Manne! Die Tante kommt von ihren eisernen Grundsätzen zurück, ehe der Winter verstreicht."

32.

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen Alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte. „Gott segne dich, liebes Kind!" sagte er. „Ich gehe nun zurück, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde."

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten, seinen Sohn auf dem Schooße haltend. Für das Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas Anziehendes! Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen ließe sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!" sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat, „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt."

„Entführt!" rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, sprang vom Sopha auf, und stand da wie Loths Weib. „Es ist nicht möglich!"

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen!"

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplot mit solcher Gewaltthat?"

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da sie bei dir keine Barmherzigkeit fand."

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sopha zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient! Was wird die Welt von uns sagen? Wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes! Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehr-

barkeit zu Grunde gerichtet! Alles verkehrte Welt! Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, — dann Entführung — und das mußte meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen."

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen sich stritt, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bedienten des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Lebehoch. Von Malzendorf waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin zu huldigen. Suschen ward von Allen so mit Glückwünschen und Ehrenbezeugungen bestürmt, daß sie froh war, als sie endlich wieder mit ihrem Gemahl allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Pompejus zur Ruhe zu bringen." Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!" jauchzte er. „Heut' erst fühle ich im vollen Maße die Wonne, Vater zu sein!" Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren, die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

33.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen lebte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß ihr Glück Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Eilboten an das Gericht, wie an den Herrn Advokaten Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht!" sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen, schwer beladen mit Kasten, Kisten und Hausgeräth; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuße, wie ein Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur vor Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene."

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?“ rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Oheims Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über Alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne.“

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron,“ fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; nachher Klagen, daß man ohne Tantchens Beihülfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen nach Nieder-Fahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen für einige Wochen mit sich auf das Schloß führen würden und dergleichen! Folgen Sie mir, so geht Alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken.“

Wie gern gehorchte Alles dem lieben Oheim! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte sich ihr Wesen auf; sie ordnete mächtige Zurüstungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und sagte mehr als einmal des Tages zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte wohl, daß es so kommen würde. Nun ist Noth in allen Ecken und guter Rath theuer; die jungen Leute wissen sich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da fehlt es da, und sie kommen wieder bei der Tante betteln. Was soll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. So geht es, wenn man hinter meinem Rücken etwas anfängt. Da geht Alles verkehrt!“

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

1.

Eingang.

Man sagt wohl, der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil! der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr als sie vermag das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anderes, als Gaben der blinden Göttin des Glücks?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister starb, und sich vom Bäckergesellen zu den höchsten Würden des Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zu viel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerissen. Er selbst erzählte uns zuweilen seine Abenteuer; diese Abenteuer aber sind so unbedeutend, so kleinlich, daß sie vielleicht nur durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich will sie hier niederschreiben, so gut ich mich ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhaft erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des liebenswürdigen Greises genoß.

2.

In die Bäckerstube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners; hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte Seinesgleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als bis zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise, als junger Mensch, die Hand zu einem dummen Streiche geboten. Alle Andern, die daran Theil genommen, kamen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte der Sündenbock für die Uebrigen werden und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt war; ging eine Zeit lang als Hauslehrer umher; brach endlich ein Bein; ward Schreiber für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last fiel, Zöllner in einer Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unseres Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte etwas Tüchtiges aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendsten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Roderichs Mutter war schon seit sieben Jahren ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der zwanzigjährige Zöllnerssohn stand nun allein. Die Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu bezahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward bewegt; umarmte ihren Neffen, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen

bei ihm für nöthig. „Du hast kein Geld,“ sagte sie, „ich habe nichts! also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Der Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie zu Hause, wo er sein mußte, und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verderben! Wozu Bücher? Sieh', ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu bezahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Geselle ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen goldenen Boden, und beim Backtrog ist noch Keiner verhungert.“

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends hin zu schicken hatte, lernte er aus langer Weile eine Horazische Ode auswendig.

3.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die es dem gelehrten Roderich oft heißer machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto liebevollere Tochter, die dem guten Jungen Trost zusprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der, als Major bei einem Dragonerregiment, im

Städtchen in Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden; aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als die spröden Herzen der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, bei der alle Künste eines Feldherrn und alle Fertigkeiten eines Soldaten einzusetzen wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seine Kriegswissenschaften gut studirt haben; die Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß sich, zu kapituliren. Kein Wunder! Ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit nicht nur ein Engel, sondern wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter diese Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfrau Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte ohne Umstände aus dem Hause wandern müssen. Aber man verstand sich so, daß Meister Birnenstiel nichts davon erfuhr, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen- als Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Schwiegersohnes einzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abenteuer war schuld, daß Roderich die Kunst, Brod und Semmel zu formen, aufgab.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hause Meister Birnenstiel's vorbei, um Gretchen zu sehen. Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um — nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz diesmal unbesternt war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von Andern gesehen zu werden, traten Beide in den finstern Hausgang; und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüpften Beide eingeschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den Teig gemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer zu lesen. Ehe er sich's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den vielsagenden Worten: Gieb Acht, ob einer kömmt!

Während Roderich draußen gehorsam Schildwache hielt, erklärte Prinz Xaver seiner Holdseligen die Leiden eines liebenden Herzens.

Gretchen, die auch Romane gelesen hatte, hörte ihn mit Rührung an, ohne jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt", sprach er, „giebt's nur Liebe, keinen Rang!" Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen war.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?" seufzte Gretchen. — „Was dann?" rief Xaver, „so eilten wir zum Strome, unserm krystallenen Grab! Ich schlösse dich fest in meinen Arm" — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß" — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!"

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr in den breiten Backtrog nieder, den er in der Lampendämmerung oder in der Liebestrunkenheit für einen Sopha gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen, Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Erzgemeineres konnte den beiden Entzückten nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jedes suchte sich zuerst zu retten, und knetete das andere desto tiefer in den Teig ein. denn Beider Lage war eben so gefährlich, als unbehüflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog sammt den getreuen Liebenden mit einem Gepolter zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Aechzen der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert, als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverkleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Gesicht. Das zu Boden gefallene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter, von der Treppe mit Donnerwettern niederfahren. Roderich,

um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arme zu nehmen und auf die Straße zu führen, mit dem ungekünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!“ — „Warum?“ schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!“ lallte Roderich. Darüber erschrak der Bäcker und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!“ Der Bäcker, von einer panischen Angst befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter seinen Füßen. Er war bei all seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens, vieler Sünden wegen, schon längst prophezeit.

Als Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, durch die Hinterpforte, die Straße entlang. — „Wohin denn?“ rief Roderich. — „Du mußt mich reinigen! Ich darf mich keinem Menschen zeigen, ohne zum Gespött der ganzen Stadt zu werden.“

4.

Der Glücksstern geht auf.

Während Meister Birnenstiel noch betend auf den Untergang Gomorrha's wartete, und seine Tochter sich des Teigs entledigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Als dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser und lobte dessen sinnreichen Einfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu legen.

„Ach!“ seufzte Roderich, „wenn Eure Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappen vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein gutes Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich sei-

netwegen nicht! Auch wegen Gretchen sorge nicht, sie wird sich schon herauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser! Gehe zu deiner Muhme; kündige deinem Meister den Handel auf, und sei über alles Vorgefallene verschwiegen; sodann komm morgen in der Dunkelheit zu mir; verrathe aber Niemandem, daß ich's bin, der dich unterstützt!

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen, flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgenden Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu melden, daß Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald abgemacht. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studiren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau während seiner Bäcker- und Leidensjahre wie eine zweite Mutter liebgewonnen; und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden hatte, sondern ihm sogar jedesmal zu seinem Geburtstage zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen sollte.

5.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität, in allen Dingen, nur in der Theologie nicht. Er wählte das Rechtsstudium, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich drei Jahre lang mit Wechseln. Dann aber ging Seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er sie geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kenntnisse anzuwenden? Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit der Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papiere, als Wäsche, in ein Kofferchen, nahm Extrapost, und reiste ab, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, biedern Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft, feurig und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gewährt haben würde.

„Weißt du noch, Roderich," sagte Heuwen beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei! Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm! Schäme dich nicht! Fordere, ich helfe dir! Ich theile mit dir!"

„Sie umarmten sich mit Thränen und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Manches solcher Bündnisse wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten bei den Diplomaten. Andere Zeiten, andere Sitten; andere Verhältnisse, andere Ziele.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und sah das Bündniß mit ihm für einen etwaigen Nothanker in künftigen Stürmen seines Lebens an. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuwen's Freundschaft, theils der an die sterbende Pflegemutter, beschäftigten ihn so sehr, daß er darüber Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durch fuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme, vor dem Gasthofe eines Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel!

„Willkommen, Meister! wo hinaus?" redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht wieder gesehen hatte. Er nahte sich dem Jünglinge mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen,

meldete ihm den Tod der Frau Muhme, bezeugte sein Beileid in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Diese Nachricht überraschte den guten Roderich — nein, erschütterte ihn vielmehr so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode Alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter, in der weiten Welt allein da.

Als der Posthalter und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thränen für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe benetzten sich seine Augen; als aber der Wirth eine Hammelkeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, als er allein da saß, und steckte einen Bissen nach dem andern in den Mund; „ich wandere einsam auf Erden — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der Hammelkeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit hemmte.

Als nun die oft erwähnte Hammelkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Phantasie einen höhern Schwung. Sehnsuchtsvoll erhob er die thränenden Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh' mich empor zu dir! Was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?“

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre Niemand,

als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halb offener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn- oder funfzehnjähriges Mädchen neugierig in der Thür stand, seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Eßlust, bewunderte, und zuletzt, durch das wunderliche Schauspiel zum Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerath,“ rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe herauf kam, „ich bitte Sie um Gottes willen, gehen Sie doch da in den großen Saal! Da sitzt ein himmlisch-schöner junger Mann, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in so wenigen Minuten aufessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn!“ — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums andere brummte: „Seien Sie doch artig, Gräfin!“

6.

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, den „himmlisch-schönen jungen Mann“ mit Anstand länger sehen und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draußen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über dem Anblick in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelkeule noch, als Zeugin seines Schmerzes, auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen,“ sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Schicksal! Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber uns doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu.

Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?"

Roderich war über den Antrag froh bestürzt. Er sah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblicke auf die junge Gräfin, deren Augen an seinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es gesprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Erbieten an, und um so lieber, als das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Muhme und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe, und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abenteuer zu erzählen.

7.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, fünfundzwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohl bewandert in der neuesten Romanliteratur, fand das Abenteuer göttlich, und als sie den Roderich gesehen hatte, beinah' übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Geheimerath nur zum Kanzleischreiber und Privatsekretär bestimmt — fuhr, statt ins Städtchen der seligen Muhme, aufs Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, war er da so einheimisch, vertraut und beliebt, sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Muhme und Erbschaft fast vergessen hätte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vortrefflich, spielte allerliebst Klavier und Harfe, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern selbst that sich auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm wichtigere Ausfertigungen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Ferienarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern

wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit; „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Abschreiben zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzog!“

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Am meisten klagte, in stiller Einsamkeit, die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen“ durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele“ nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt werde; dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt in den Tag hinein, als gäbe es in der ganzen Welt keinen leidenden Roderich.

Er wurde aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von fünfundzwanzigtausend Gulden zu, das die sparsame, fast geizige, selige alte Frau an dreißig verschiedenen Orten auf Zinsen ausgethan hatte.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für welche er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber vermählt worden.

8.

Der Pudermantel.

Es war ein Freudenfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine mit unzweideutigem Wohlgefallen. Roderich zitterte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihm das Köpfchen zu verdrehen. Froh war er da-

her, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und für ihn ein neues, zerstreuungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter demselben Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen war. Diese Entfernung aber machte seine Neigung inniger. Es war schon zu spät, gewisse Gefühle auszurotten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllnerherkunft dachte, konnte er seinen Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Blicke der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus Zartgefühl, schien er mit dieser Gefühle auszutauschen, und Brigitte dichtete fortan nichts, als Lobgesänge. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimeräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, sich für sie zu verwenden. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, über's Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sich's gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite, in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in gefühlvoller Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem, fliegendem Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Seine Excellenz, den Herrn Geheimenrath, um, der Sitte gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlau-

ben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte entgegen, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid mit dem färbenden Pudermantel außer Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Freundin, im Gewande schneeweißer Unschuld, an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit, wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto reichlicher mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes Haar ihm bald über diese, bald über jene Schulter flatterte.

„Mein Gott!" rief er in der Angst seines Herzens, „ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifle!" — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, ward nur um so bewegter. „Ach," seufzte sie, „wir sind Beide unglücklich! Aber, Roderich, es giebt einen Gott, eine Ewigkeit!"

„Ganz gut, theures bestes Fräulein, aber Sie machen — —"

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise!"

Der gute Roderich war schon ganz scheckig geworden. Selbst Brigitte erschrak über die übel zugerichtete Gestalt, als sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn mit zärtlichen Blicken anschauen wollte.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich an ihrer Stubenthür stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Seiner Excellenz das gebührende Kompliment, und bat um sein ferneres hohes Wohlwollen. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?" rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Excellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!" stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten! Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!"

Nun war Alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete es nicht.

Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückreiste, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, vom Herzog das Adelsdiplom. Aber nicht sowohl das Verdienst des Legationsrathes, als vielmehr Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenrathes war man darüber einig, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam werden zu können.

9.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgemacht, daß Roderich der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern sei. Nur Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich stand er mit Fräulein Brigitte in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gut gelaunt war, statt Brigittens, die Gräfin Wilhelmine, um sich in eine höhere Stimmung zu versetzen. Guter Himmel, dann ward Alles Poesie! Dann ergossen sich seine Gefühle in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein war; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein Traum von ihr mehr werth, als ein Leben voll Glück und Herrlichkeit sammt dem glänzenden Nachschweif des unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Phantasiespiel mit dem geistigen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die unbeliebten Jahre einrückte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein gewandter, altadeliger Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Partie war nicht zu verachten. Ein leidlicher junger Mann in der Nähe ist

besser, als zehn ehrfurchtsvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt doch nur ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte mit Roderich noch Briefe, als sie mit dem Kammerherrn in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel, und zuletzt wünschte das sich nach Kammerherrschaft sehnende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu, weil er ihr noch nie treu gewesen. Er machte sich darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ehehälfte zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Endlich ward sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog beendet, und dieser berief ihn in schmeichelhaften Ausdrücken zurück.

Roderich bekam fast das Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch die Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, um deswegen den Hofarzt um Rath zu fragen. Dieser, ein wahrer Dümmling in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarber und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Seiner Excellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!“ sagte er vorher zum Hofarzt. Der Eigensinnige aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglücklicher Weise hatte es den Herrn Hofarzt beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel zu verordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sein mögen. Roderich, auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, vermuthete keineswegs, welche fürchterlichen Störungen ihm in der wichtigsten Unterhandlung seines Staatslebens bevorständen.

Anfangs ging Alles glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich viel zu erzählen.

Roderich erschien so liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und noch in derselben Stunde mit Roderich aufs Reine zu kommen beschloß. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts Anderes. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte stammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie sich's gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man sprach von Theuergebliebensein; von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte; vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, Alles war im besten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofarztes in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel verheimlichen, aber dabei verging ihm doch Lust und Liebe. Er ward stiller, einsilbiger, ernsthafter. Brigitte, welche dies für Kampf seiner leidenschaftlichen Liebe und allzu großer Schüchternheit hielt, ward um so thätiger, ihn zu ermuntern, diese verhaßte Bescheidenheit abzulegen. Alles vergebens! Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zusammenzubeißen, und dabei so gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Schwärmerei und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies Alles nicht zu bemerken.

Je verführerischer sie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward seine Noth. Er gab sich viele Mühe, ihr die größten Schmeicheleien zu sagen, aber er that es mit Geberden der unverkennbaren Verzweiflung. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich," sagte sie, „nach einem so langen Umgange, nach einer so traulichen Freundschaft, als wir Beide pflogen, sollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu sein! Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie sind nicht offenherzig gegen mich. Täuschen wir uns nicht selbst!"

Er starrte sie lange mit sonderbarer Aengstlichkeit an, die sie sich ganz falsch erklärte, und sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?"

„Wehe mir!" seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel; „das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?"

„Ich nicht redlich? nicht offen?" rief er mit gedämpfter

Stimme und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er in der Seelennoth nicht sagen. Er suchte einen schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie sind nicht offen! Ich weiß es, gestehen Sie es nur! Sie lieben eine Andere!"

„Eine Andere?" seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die schwermüthige Angst, denn er glaubte, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!" sagte das Fräulein mit ernster Erhabenheit, „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen! Gehen Sie, und werden Sie glücklich!" — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Anrede auf Roderich hervorbringen werde.

Dieser aber, in seinen Gedanken nur mit dem gottlosen Hofarzte beschäftigt, ließ sich in seiner bittern Pein das Erlösungswort: „Gehen Sie!" nicht zum dritten Male sagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geschwind mit einem Armensündergesicht die Hand, und rannte wie im Sturme davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenschopf förmlich in der Residenz verkündet.

Dieser schnelle Wechsel in den Gesinnungen Brigittens war dem Legationsrath doch empfindlich, so lieb es ihm auch sein mochte, seine Freiheit behauptet zu haben. Er besorgte, von Seiten des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, diesem Biedermanne vollen Aufschluß über sein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der sich oft vor ihm hatte verläugnen lassen, zu sprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwist schnell. Der Geheimerath lachte übermäßig, und tröstete den guten Roderich, der sich betrübter und verliebter stellte, als er je gewesen war.

„Mein Gott! warum sagte er mir das auch nicht?" rief Frau von Hohenschopf nachher, als sie es erfuhr. „Der Herr Hofarzt verdiente mit seinen Mixturen und Säften des Landes verwiesen zu werden!"

10.

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Aussöhnung war, daß Roderich zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet wurde. Der regierende Herzog gab ihm überdies noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den paar Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wieder sah, sie nur mit stummem Erröthen aus der Ferne, nachher lange nur mit Blicken voll Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten begrüßt — er würde sie wahrlich kaum angeredet haben.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, wie sie ehemals im Landernschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegen sprang, sich harmlos an seinen Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft schmeichelhafte Sachen sagte. Sie hatte keine Schmeicheleien mehr für ihn, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Erhabenheit angenommen, die Jeden in ehrerbietiger Ferne von ihr hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Erhabenheit sei Folge von Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehreren Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Hofsitte, Förmlichkeiten und Gebräuchen zusammengewachsen. Allein Roderich irrte doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und ihr jungfräuliches Verhalten nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur angenommen.

Inzwischen hatte der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand durch Wilhelminens Nähe jene steife Göttin der Hofsitte ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viele Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht umhin konnte, ihm ihre Freundschaft und Achtung zu schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr Hausfreund, und Gräfin Wilhelmine, die den

Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, eine Art von Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzoge zu nahe verwandt, um nicht von Allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls Aehnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter solchen Umständen war Roderich ziemlich glücklich. Durch täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft; aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Zwar war Wilhelmine sehr gnädig gegen ihn, behandelte ihn als einen Freund — aber man weiß wohl, bei solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als bei erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Als der Herr Justizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte aufsteigender Dampf und Rauch hinter den Gebüschen die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale, zwischen Gesträuchen, eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Knaben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne umher, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiele waren die mannigfaltigen Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiele, als beim Mittagsmahle den Aeltern gaben, oder von ihnen empfingen. Die arme Frau hielt sich für unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauspiel so unterhaltend, daß sie sich niedersetzte, um recht lange beobachten zu können. Roderich ersah sich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch so glücklich!“

sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderich blickte, die so dunkel leuchteten, als hätten sie geweint, oder wollten weinen.

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen sie es, das Glück hängt nicht vom Golde oder Range ab; es sucht nur genügsame Herzen!“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ein ganz anderes Leben sein! Aber ich war von Kindheit an eine Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — O', hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn mit Freuden betteln gehen!“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine, „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber ich ...“ hier verlor sich ihre Stimme in einen Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenherzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts natürlicher, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühle seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich doch Ihr Bruder!“

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig: „Ja, Sie würden mir, als Bruder, gewiß lieb gewesen sein!“

„Wählen Sie mich dazu!“ seufzte er treuherzig, so daß Wilhelmine nichts dagegen erwiedern konnte. „Ja,“ sagte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — offen, vertraut, redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben! — So unbefangen habe ich noch zu Keinem über Familienangelegenheiten gesprochen, noch Keinen von den seinigen sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß

an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde!“

„Liebe Wilhelmine, Schwester!“ sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie; und sie, obgleich schüchtern, küßte zitternd den Adoptiv-Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß fast etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß Beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schwester im Arm gehalten hatten, und für das erste Mal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am besten befand sich bei diesem geschwisterlichen Bunde die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab, gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegensprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen Beiden, da sie zum Landhause der Oberhofmeisterin zurückkehrten, als wenn alle blühenden Gebüsche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein langer zärtlicher Schwesterkuß der Natur sei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schwester tanzen sehen müssen, um die Geschwisterliebe zu bewundern!

11.

Der Strickbeutel.

Wie hochselig Roderich war, darf ich wohl nicht erzählen. Als Justizrath und Präsident seines Gerichts übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einem zweiten Schwesterkuß vergessen haben würde. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfter zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften vorlesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Günstling gehabt habe,

nun noch in späten Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können: wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unschuld ihr auch erzählt hatte, wie er sie von jeher über Alles geliebt, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht habe. Dann gestand die Schwester auch wohl ganz offenherzig, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, als er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereist sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieser Geschwister.

Die Gräfin saß eines Tages in der Kutsche, um, von ihrem neuen Bruder begleitet, zu Seiner Durchlaucht dem Herzog zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schließen und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!“ rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin!“

Roderich ging also nach dem Zimmer der Oberhofmeisterin: es war verschlossen; die zweite Thüre, auch verschlossen; die dritte, eben so. Endlich fand er eine offene. Er hinein, und eilte nun durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand wohl Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, es steckte aber ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und — der Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben Ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere hineingekommen.

„Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er, „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie nur!“ sagte die Gräfin lachend; und begierig, einen Stoff zu brüderlichen Neckereien zu finden, überflog Roderich im Augenblick den Inhalt des einen Briefes — ward ernster — durchflog den zweiten, dritten — — war fast außer sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gottes willen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Tone, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein Gott, das ist nicht mein Strickbeutel! Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So geht's, Herr Bruder, wenn man blindlings hinstürmt! Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Unachtsamkeit ab! Sie wird Ihnen aber den Text lesen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich Roderichs Fehlgriff und mit so viel komischen Zusätzen, daß der alte Herr gar herzlich lachte. Roderich aber bat Seine Durchlaucht um eine Audienz in dringenden Geschäftssachen und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu denken, in den anstoßenden Saal, wo sie im glänzenden Kreise der Herren und Damen bald Unterhaltung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein seltsam zerstörtes Ansehen. Man ging früher aus einander als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, die Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt und die Dame selbst verhaftet. Die Kam-

merfrauen heulten und weinten, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um elf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine,“ flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe! Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinzen Xaver zu retten und wo möglich herzuführen. Man hat abscheulichen Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zur Neige — und der Prinz ist das einzige Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den . . . . schen Hof. Darauf waren verruchte Pläne berechnet, weil der Erbprinz Vielen an unserm Hofe nicht lieb ist; und weil man seine Wiederkunft und unangenehme Reformen befürchtet; man hatte Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam Alles an den Tag!“

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihren Schrecken in die sanfteren Empfindungen von Trauer aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Bruder schlang; keine Bemerkung darüber.

12.

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strome von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen von nichts, als dem Wohlsein seines durchlauchtigsten Herrn Vaters, und wie derselbe damit zufrieden sei, daß der Prinz noch länger im Auslande bleiben, und fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen kennen lernen wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Staaten,

als um Opern und Hoffeste zu thun war. — Im Grunde hatte der junge Mann, der neben einigem Leichtsinn doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten umgarnt und betrogen. Diese standen mehr im Solde des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe unterschlagen, und Spiele getrieben, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut enden konnten.

Da ich hier keine Staats=, Hof= und Intriguengeschichte zu erzählen habe, gehe ich nicht weiter auf die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar halb krank von der Eile seiner Reise. Die Umgebung des Prinzen hatte von dem, was in der Heimath vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können, daher sah sie ohne Argwohn die Ankunft ihres deutschen Landsmannes. Aber schon am zweiten Tage erfuhren sie die Wirkung derselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Briefe seines durchlauchtigsten Vaters — enthüllte ihm die Umtriebe, durch welche theils der Herzog lange über Charakter und Geschäfte seines Sohnes, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht worden war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn so lange als möglich von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um Alles bringen wolle.

Xavers Entschluß war rasch gefaßt. Er ließ seine Leute verhaften und ihre Papiere untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, um das, was man wissen wollte, ins Klare zu bringen; die Bösewichte zu strafen; die Schuldlosen auszusondern. — Ohne Verzug ging's auf die Reise in die Heimath.

Erst als sie mit einander im Wagen saßen, fiel's dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher, wie in schwerer Betäubung, gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar, und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig! Ehre, Thron, vielleicht das Leben, Alles!“

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem Falle hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben! Sie erkennen mich nicht mehr! Sie ließen mich studiren!“

„Wer? Wie? ich?“

— Als Sie während eines gewissen Erdbebens in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie ...“

— Richtig! der bin ich und kein Anderer, der Bäckerjunge vom Erdbeben her!

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?“

— Hat einen ehrsamen Leinweber geheirathet.

„Gut! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie gewannen Sie das Vertrauen meines Vaters? Warum schrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht Alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz die Nachricht vom Tode seines Vaters empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Abendessen getödtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft; dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme und sagte: „Verlassen Sie mich jetzt nicht; werden Sie mein Rathgeber, mein Freund! Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben!“

13.

Die Prise Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allen aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich, mit dem Range eines Grafen, das Amt des ersten Ministers übertrug. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß die Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten an den Hof ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf,“ sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man

kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend."

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten in die Residenz?"

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schließen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?"

Der Minister stammelte: „Euer Durchlaucht, es ist eine alte, angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder seine Schwester!"

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir zürnen?"

„Ach!" seufzte der Minister, „wenn die Gräfin — — ich wäre der glücklichste aller Menschen! — Allein die Gräfin —"

„Gut, gut," sagte der Herzog, „ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig! Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Gesellschaft sehe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin. Wir sprechen uns weiter!"

Folgenden Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthür hinter Tapeten von Papier und sagte: „Geschwind treten Sie hinein! Die Gräfin kommt. Ich nehme sie ins Verhör — sie soll beichten — Sie sollen Alles hören — dann entscheiden Sie selbst!"

Der Minister protestirte vergebens gegen die Ueberraschung; er war schon im Schranke, als die Gräfin wirklich ins Zimmer trat.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten erhob der Herzog in komischem Tone bittere Klage über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten, und bat die Gräfin, weil sie doch mit seinem Freunde in Bekanntschaft stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz ein, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin, in den Papieren meines Vaters finde ich unter andern auch eine Willensäußerung, Sie betreffend! Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aelternrechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen."

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?“

Die Gräfin schwieg.

Roderich, hinter der Tapete, spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach,“ dachte er, „wen wird sie nennen?“ Er horchte auf seinen eigenen Namen.

Indem sich Seine Excellenz der Minister mit dem Kopfe gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabaksschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabakskörnchen in die Nase des nie schnupfenden Roderich gekommen sein, denn er verspürte darauf alsbald einen Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Excellenz leicht vorstellen.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt: ob sie ihm erlaube, da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel,“ sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen.“

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie,“ sagte der Herzog, „Sie werden ernst? Hassen Sie ihn?“

„Mit nichten,“ sagte die Gräfin, „ich schätze ihn!“

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?“ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort. „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bäte — wenn ich meine Bitten mit den seinen vereinte ...“

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopfe an die Tapete, der Antwort begierig, und, o weh! nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war keines Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche

seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelminen noch sagen hörte: „Glauben Eure Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht!“

Nun aber brach der geheime Nasenreiz so heftig aus, daß der Minister beim ersten Ruck mit dem Kopfe durch die Papiertapeten erschien.

Hier war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister aber nieste sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach,“ rief er, „ich sterbe!“

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen immer schlecht. Eurer Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will es aber verbessern, so gut ich kann!“ Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

14.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder melden, der durchaus keine Abweisung annehmen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf ein Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen.“

„Was, der Baron von Heuwen?“ rief Roderich, „mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich eintreten!“ und nun erzählte er Wilhelminen, daß Heuwen sein bester Freund auf der Hochschule gewesen; daß er der reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt; wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet, und Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Geht's dir übel, so komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!“

Indem trat der Herr Baron ein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorsahen — genug, eine Bettlergestalt von Kopf zu Fuß.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie fest gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzukken: „Der bin ich — Eure Excellenz, verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling! Ich flehe um Schutz! Man wird meine Auslieferung begehren.“

„Warum denn?“

— Weil ich drei Loth Schnupftabak, statt Kaffee's, kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten, gnädigen Frau die Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreiberdienste thun mußte!

„Du Schreiberdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

— Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante!

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Eurer Excellenz Thürschwellen; denn wegen meiner Schuhe und Strümpfe wollten mir Ihre Leute auch noch den Anblick meines ehemaligen Freundes versagen.

„Ich gestehe, Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon!“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hangen an Kleinigkeiten; und diese sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seiner Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit der Gräfin Wilhelmine brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medicin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Angelegenheiten untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen!“

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

1.

Die Vorrede.

„Was träumen Sie denn Schönes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags ins Theezimmer trat. Baron Heuwen saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische, mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Blitzstrahl durch die heiße Luft und ein Krachen mit Donnerschlag folgte, als ob alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuwen regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lufterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschrak bei dem Donnerschlage heftig, und war um so mehr über Heuwen's Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuwen blickte auf die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Pläne! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen, Sie müssen mir Alles billigen!“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach!“ seufzte der Baron aus tiefer Brust, „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger, als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Giebt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtchen — nur ein Aemtchen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder alt und grau werde — oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen! Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede.“

Indem rauschte der Gewitterregen in großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat ins Theezimmer. „Aus unserer kleinen Lustfahrt wird heute nichts,“ sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetisch führte; „wir bleiben den Abend unter uns.“

„Nun, Baron!“ sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts elf Uhr!“ Sie erklärte ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen,“ sagte der Minister, „bist mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig! Die meinige hast du gehört.“

„Richtig!“ versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, lieben Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir zuzuhören, so will ich erzählen. Es wird dabei etwas Teufelei mit unterlaufen, wobei ich — wohl zu merken —, als ein armer Teufel, immer am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig als es mich angefochten hat! Ich bin der leibhafte Hans Freimuth, und behaupte allen Teufeleien zum Trotz: „„die Welt ist doch die beste!““

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes.

2.

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Vaters und in die kurfürstliche Residenz zurückkam, hatte sich, so schien es mir, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr; sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß ich nicht, wie es bei meiner Verwirrung geendet haben würde! Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu machen, oder mich bei den Hottentotten einzubürgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete die kräftige, jugendliche Natur meinen zur Neige gehenden Verstand, und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlichem Sinne auf Personen geringern Standes, und mit Ehrfurcht auf Personen höhern

Ranges, die, wie Götter, vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die Tugend- und Heldenbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts, als diesen Mustern der Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und als ich endlich in die Lehren des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So bezog ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neueren lasen; wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer vortrefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es nicht für dich gelten lassen willst, wenigstens ich, sahen die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll befunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, so hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Wunder.

„Es freut mich, Thomas!“ sagte mein Vater zu mir, „du hast deine Zeit gut angewendet, nur zu gut. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allen läßt sich im wirklichen Leben nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden; Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden! Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeuge Aller, um dich unentbehrlich zu machen! Bist du erst dies, so sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von dem ältesten Adel und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du, nächst dem Kurfürsten, der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen ver-

rückt, die in der Welt so wenig nützen, als den Blindgebornen ein Fernrohr."

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber" entgegengesetzt, doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen mein Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Kreise der Residenz eingeführt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Treiben, worin ich mich schnell zu fügen wußte, fade, gemein und sogar sinnlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebelten, freundlich thaten, die einander priesen und vergötterten, hätten einander Alle zum Besten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu sagen. Jeder war selbstsüchtig und sah nur sich, indem er für Andere zu leben und zu sterben schien.

Man stellte mich dem Kurfürsten vor. Er empfing mich mit ungemein gnädigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinste, als der glänzendste bekannt, der Kurfürst selbst von Dichtern und Prosaikern als Kenner und Gönner der Wissenschaften und Künste gepriesen. In seinen Gesprächen mit mir nahm er einen gelehrten Ton an. Ich bemerkte schon aus seinen Redensarten, er habe aus den neuesten Schriftstellern der Franzosen einen gewissen Anstrich angenommen. Wahr ist es, er opferte für die Wissenschaften und Künste ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das seiner Glanzsucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wissenschaften, und ließ die Schulen des Volks im erbärmlichsten Zustande. Sein Staat glich einem Menschen, der unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater kostete viel, aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen kosteten das Meiste. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten," sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe erblickte ich die beiden Außenenden des rohesten Sitten- und Herzensverderbens, nur dort in plumpern, hier in gefälligern Formen: Frömmelei mit Gewissenlosigkeit gepaart, Gottlosigkeit mit Scheinheiligkeit, verführerische Huld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl

zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhause. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat, wie ein herrschaftliches Landgut, das Zinsen tragen soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land blos den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein Gewisses an Barschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten dasselbe Verfahren bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt in der Welt für einen großen Regenten; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus langer Weile oder Neugier zuweilen Bitt- und Denkschriften, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob dadurch Gesetze verletzt würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser verstände, als alle seine Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Kern aus allen Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen, zu einer General-Provinzialtabelle, zusammen. Im Ministerial-Büreau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er die Chocolade trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz genau mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, lieben Leutchen, wie mir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich stand auf dem Sprunge, den Glauben an die Menschheit oder meinen Verstand zu verlieren.

3.

Das Amt.

Mein weltkluger Vater setzte mir den Kopf wieder zurecht. Er sah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was sein solle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du hast vollkommen Recht,“ sagte er; „was du schilderst, ist wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willst du, Thomas? In und mit dieser Welt

mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir nur zwei Wege übrig. Entweder du sinkst aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebst sie zu deiner Höhe. Ersteres kannst du nicht. Ich möchte dich in diesem Pfuhl der Gemeinheit und des Unverstandes nicht untergehen sehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannst der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden! Ich verlange es. Aber beginne es mit Besonnenheit. Du wirst begreifen, daß sich Hof und Staat nicht von einem Jünglinge in Sturm und Drang umgestalten lassen. Die Männer nennen dich jetzt schon spottweise den Philosophen mit dem Flaumbart, und die Weiber den jungen Bär, der erst schmiegsam werden müsse. Es fehlt dir also das Zutrauen; dies erwirb dir!"

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?" sagte ich. „Es ist nicht möglich!"

„Für dich kinderleicht!" sagte er. „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden! Du rückst in eine öffentliche Stelle ein! Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst; sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was Andere machen, deine äußere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Herren des Landes. Außer meinem Vermögen hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenberg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seiten ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfalle ließe sich mit einer Heirath zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst es weit bringen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte, dann, Freund, dann werde Staatsverbesserer!"

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war außer sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne weiteres ins Geschäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben; er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der, weil er dem Kurfürsten in einer Liebschaft gefällig gewesen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater gerechte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. „Aber," setzte er hinzu, „du mußt dich

nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern an die junge Frau von Laflute; sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein."

Ich wandte mich an die allmächtige Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte nie in ihren Cirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammerassessor Liebmann bewirbt sich darum; er hat sich auch an mich gewandt, und seine gegenwärtige schlechte Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der alte Federfuchser unter der Haarbeutelperrücke. Wenden Sie sich an den Minister, ich rede noch heute mit ihm!"

Die Sache war abgemacht; der Minister sagte mir die Stelle zu. Da erst erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Assessor Liebmann, abgesehen von der Dürftigkeit seiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntnissen und außerdem ein wackerer Mann sei. Ich schämte mich vor mir selbst, ihm vorgezogen zu werden; lief zum Minister und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war schon ausgefertigt und sollte dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Minister sah mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte mir die allerverbindlichsten Sachen über meine Großmuth und über seinen Verdruß, mich nicht in seinem Geschäftskreise angestellt zu sehen. Nachher erfuhr ich, er habe meine Entsagung für ein boshaftes Werk von Seiten meines Vaters gehalten, und sei diesem ein noch unversöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater schüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, besann sich aber bald und sagte: „Du hast Recht, Thomas! Es ist mir gewissermaßen lieb, daß du kein Unterbeamter des Finanzministers bist. Die diplomatische Laufbahn ist für dein großes Streben viel passender, führt dich auf kürzerem Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulipine; von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich werde inzwischen von anderen Seiten dir in die Hände arbeiten!"

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulipine beizukommen. Sie war die erste Tänzerin und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulipine war ein leichtsinniges Geschöpf. Ich konnte nicht umhin, sie zu verachten oder zu bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeußern durchaus ohne moralischen Gehalt war. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit benahm ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dazu gethan zu haben, das Patent als Geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später trat mein Vater fröhlich zu mir ins Zimmer und verkündete, er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipine artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er stutzte. „Bravo!“ rief er. „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat, oder wir, eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin verdanken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz! Es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ Das war die Antwort meines Vaters.

4.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Hofdame den Grafen Terpen zum Gesandten gemacht hatte. Es war eben ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen, und in einem gefälligen Aeußern bestand. Er wußte zu glänzen und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war damit wohl zufrieden, ging seinen Vergnügungen nach und sammelte, zu den Berichten an

unsern Hof, Geschichtchen aus dem Pariser Hof- und Theaterleben, wie sie der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit, durch die Folgen seiner Ausschweifungen, zu Allem unfähig ward. Er befand sich noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ endlich Paris, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftspersonal in die Heimath zurück.

Hier ward ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich für meinen Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum Wirklichen Geheimen Kabinetsrath ausersehen sei, und vom Kurfürsten selbst, daß er an seinem Namenstage mir den Hausorden verleihen werde. Mir widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen“ aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrautesten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte kleine französische Komödien auf, und trieb allerlei Possen im freiesten Ton. Mir gefiel zwar der Ton nicht; aber desto besser gefiel ich den Tonangebern. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generale, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, kamen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleineren Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbefangener, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater, „du wirst in Kurzem des Herren rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenberg; „hüte dich vor der jungen

Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach, ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr: aber ich sage es dir nicht. Die nächsten Monate werden es dir sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen! Thue ohne mein Vorwissen bei ihr keinen entscheidenden Schritt, sonst sind wir Beide auf immer geschieden!“

Ich hatte keine Achtung für die „Politik“ meines Vaters, denn Politik pflegte er gern, mit einer Art von Selbstgefälligkeit, seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Umgange von Andern Alles zu errathen, von sich Nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere, im feinsten Ebenmaß schlank aufgewachsene Gestalt; ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; außerdem hatte sie im Lande durch ihr altes Herkommen und durch Rang und Reichthum mächtige Verwandte. Auch schien sie mich von Tag zu Tag traulicher oder herablassender, wie man es nennen will, zu behandeln, denn ihr einziger Fehler war ein ungeheurer Familienstolz. Allein sie war, Jeder wußte es, die Geliebte des Kurfürsten; wäre er nicht vermählt gewesen, vielleicht würde sie Kurfürstin geworden sein. Genug für mich, beständig und in der Mitte aller Scherze nie die ehrfurchtsvolle Haltung gegen sie zu vergessen.

Die junge Gräfin aber war nicht halb so ehrfurchtsvoll gegen mich. Sie machte mich nicht nur nach und nach zum Geheimenrath aller ihrer kleinen Staatsangelegenheiten, sondern der feste, forschende, oft frohe, oft trübe Blick, mit dem sie zuweilen an mir hing, sagte nach und nach, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; und wenn ich ihre Blicke nicht verstanden hätte, so würde mir ihr verstohlener Händedruck die Zweifel gelöst haben. Das setzte mich in peinliche Verlegenheit. Ich fürchtete, der Fürst werde hinter das Blicken und Händedrücken kommen, und seine Eifersucht mir häßlich mitspielen. Aber auch diese Furcht war ungegründet. Der Kurfürst selbst richtete es bei allen Tändeleien im „kleinern Kränzchen“ immer so ein, daß die Gräfin meine Dame werden mußte. Er neckte sie mit mir, mich mit ihr. Nach und nach behandelte er uns Beide, als wären wir ein verliebtes Pärchen. Man betrachtete mich am Hofe als den beglückten Nebenbuhler des Landesherrn, als den

künftigen Gemahl des schönsten und reichsten Frauenzimmers im ganzen Lande. Selbst die Grafen von Tangelheim, die Verwandten meiner sein sollenden Braut, machten sich mit mehr Herzlichkeit an mich, traten mit mir und meinem Vater in engern Umgang. Mein Vater schwamm in Entzücken.

„Thomas,“ sagte er eines Tages, „die Sache ist zwischen dir und der Gräfin Tangelheim schon zu weit gediehen! Hast du dich gegen sie erklärt, so halte förmlich um ihre Hand an. Der Kurfürst und die ganze Familie Tangelheim sieht die Verbindung gern. Ich weiß dies aus guter Quelle. Ja, wozu Geheimnisse unter uns Beiden? Marschall Tangelheim hat es mir selbst zu verstehen gegeben, du müssest dich schnell erklären, denn sie könnten das Geschwätz am Hofe und in der Stadt über dich und ihre Schwester nicht länger gelassen ertragen.“

„Thomas,“ sagte eines Tages die Tante Brändenberg zu mir, „du mußt dich gegen mich über deine Absichten auf die junge Tangelheim erklären, und ob wir ferner Freunde bleiben wollen! Das Gerücht, das von dir in Unlauf ist, ist ehrenrührig für den unbefleckten Namen der Heuwen. Oder wärest du etwa blind? Hättest du wirklich keine Augen für die veränderten Umstände, in denen sich die Maitresse des Kurfürsten befindet? Du sollst dem Kinde den Namen und dem Mädchen vor der Welt die Ehre wiedergeben. Denkst du niederträchtig genug, dich dazu mißbrauchen zu lassen, so nenne mich nicht mehr deine Tante!“

In der That öffneten mir diese Worte die Augen.

„Pah!“ sagte mein Vater, „und wenn dich die Tante enterbt, was ist dir an den anderthalb Millionen gelegen? Deine Braut bringt dir eben so viel zu, alle Ehrenstellen, die du begehrst, den größten Einfluß auf den Staat, die Verbindung mit der ersten Familie des Kurfürstenthums. Es ist die Rede davon, daß du in den Grafenstand erhoben werden sollst; der Stolz der Tangelheime läßt es nicht anders zu. Der Kurfürst willigt in Alles, was man fordert. Um solchen Preis drückt man schon ein Auge zu, wenn ein Mädchen schwach war, ehe es in die Ehe trat; meinst du nicht?“

5.

Der Glückswechsel.

Es kam ein Briefchen von der Gräfin Tangelheim. Sie lud mich zum Thee ein. Ich ging ins Schloß, wo sie, als Hofdame

der Kurfürstin, die sich nie im Schlosse aufhielt, wohnte. Statt großer Gesellschaft fand ich die Gräfin mit verweinten Augen allein. Mir ahnte nichts Gutes; ich verlor aber die Fassung nicht.

„Ihnen ist nicht wohl, meine Gnädige?“ fragte ich, und küßte ihre Hand.

„Wie kann mir wohl sein? Ich bin sehr unglücklich!“ erwiederte sie, und fing so heftig an zu weinen, daß ich lange nicht sprechen konnte.

„Ich beschwöre Sie, liebenswürdige Gräfin, fassen Sie sich!“ sagte ich. „Sind Sie beleidigt worden? Was ist geschehen? Entdecken Sie mir Ihren Kummer!“

„Wäre ich Ihnen lieb, Herr Baron, Sie hätten ihn entdekken müssen! Sie werden wissen, wie man über uns Beide am Hofe und in der Stadt denkt. Mein Bruder, der Marschall, hat mir das erst vorgestern angezeigt. Wir müssen uns trennen. Entweder müssen Sie Hof und Stadt unter irgend einem Vorwande verlassen, um dem Gerede ein Ende zu machen, oder ich muß auf meine Güter!“

Dieser Antrag, den ich nicht erwartet hatte, überraschte mich. Ich gestand, daß man mir auch von der Stadtklatscherei erzählt; daß sie mich verdrossen habe. Aber ich erklärte mich zugleich bereit, für die Gräfin und zu ihrer Beruhigung jedes Opfer zu bringen, und schon folgenden Tages, wenn es der Kurfürst erlaube, mich auf ein halbes Jahr zu entfernen und eine Lustreise zu machen.

„Wie, Baron,“ sagte sie, indem sie meine Hand nahm, „so leicht wird es Ihnen, von mir zu scheiden? — Ach,“ fuhr sie fort, und vergoß wieder einen Thränenstrom, „wie habe ich mich in Ihnen getäuscht! — Ich — nein — bleiben Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich noch unglücklicher werde! Ich mag die Trennung von Ihnen nicht!“

In meinem Leben war ich mit meiner Persönlichkeit nie in größerer Verlegenheit gewesen. Ich setzte das Gespräch mit Gewandtheit fort, mich stellend, als begreife ich sie nicht, immer schüchtern und höflich ausweichend, immer meine höchste Sorgfalt für die Ehre ihres Namens vorspiegelnd. Allein bei aller meiner Gewandtheit verstrickte sie mich, noch unendlich gewandter, in das Netz des Wortwechsels, so daß es am Ende, ich wußte selbst nicht wie, unter uns sehr im Klaren war, sie liebe mich, die Familie sei damit zufrieden, nicht minder der Kurfürst u. s. w. Und das Alles offenbarte sich im Gespräch unmerklich und ohne daß die

Gräfin mir eigentlich einen Antrag gemacht hätte, der für ihr weibliches Zartgefühl unpassend gewesen wäre. Ich dagegen sprach mich eben so offen aus, daß sie, ohne daß ich's ihr wörtlich sagte, die Hauptfolgerung daraus ziehen konnte: ich denke nicht daran, mich zu vermählen. Glücklich wickelte ich mich bisher aus allen Schlingen der Redekunst meiner reizenden Gräfin heraus. Aber nun änderte sie die Form des Angriffs.

Während wir noch mit einander von Lebensglück, von schönen Gefühlen, von Seligkeit unsers Umgangs sprachen, sank sie mir mit Erröthen an die Brust, und indem sie ihre weißen Arme um mich schlang, seufzte sie: „Ich habe Ihnen schon zu viel verrathen; so mögen Sie auch das Uebrige wissen: ich liebe Sie, und nur Sie, oder Niemand wird mein Gemahl!"

Ich verstummte. Ich empfand zum ersten Male Ekel vor einem schönen Weibe. Mit schüchterner Höflichkeit drückte ich sie an meine Brust und sagte: „Meine Gräfin, ich verdiene Ihre Gnade nicht!"

Indem trat ihr Bruder, der Marschall Tangelheim, ins Zimmer. Er sah uns Brust an Brust, lachte und rief, indem er schnell sich wieder entfernte: „Kinder, wollt ihr künftig allein sein, so verschließt wenigstens die Thüren!" Ich war erschrocken, und hatte die Gräfin losgelassen. Nicht minder erschrocken war auch sie. Ich benutzte unsere beiderseitige Verwirrung und entfernte mich.

Am folgenden Tage empfing ich Befehl, zum Kurfürsten zu kommen. Er nahm mich ungemein gnädig auf, erzählte mir lachend, was ihm der Marschall von unserer Ueberraschung treulich gemeldet hatte, und setzte etwas ernst hinzu: „Ihr jungen Leutchen, ich mag aber von den geheimen Liebschaften nichts wissen! Das muß ein Ende nehmen! Sie sind mir lieb, Baron! Ich gebe meine Zustimmung; die Gräfin wird Ihre Gemahlin! Ich selbst werde morgen Ihre Verbindung dem Hofe ankündigen; Ihre Vermählung ist an meinem Namenstage, an dem ich ohnehin schon bestimmt habe, Ihnen noch ganz andere Beweise meiner Zufriedenheit zu geben."

Ich fiel dem Fürsten zu Füßen, und bat ihn, mich zu hören. Er hob mich auf. „Reden Sie freimüthig!" sagte er. Es war nicht nöthig, mich dazu aufzumuntern. Hier mußte ich mich offen erklären, denn es war um Ehre, Freiheit, Lebensglück zu thun. Ich erzählte treu und ausführlich den Gang meiner gestrigen Un-

teredung mit der Gräfin, und offenbarte meine Gesinnung unverhohlen.

Er ward ernst. „Die Sache aber“, sagte er, „ist nicht mehr rückgängig zu machen, das begreifen Sie selbst. Ihr bisheriges Betragen gegen die arme Gräfin war, davon bin ich Augenzeuge, ganz geeignet, sie glauben zu machen, daß sie von Ihnen geliebt werde, und ihr auch in der That eine Leidenschaft für Sie einzuflößen. Das haben Sie gethan. Sie sind schuld, daß das liebenswürdige Mädchen sich selbst betrog, und die aufkeimende, von Ihnen gepflegte Neigung nicht bekämpfte; daß sie mit Ihnen zum Stadtgespräch wurde. Nun hat der Marschall euch Beide in allzu zärtlicher Unterredung mit einander überrascht. Er hat, da er meine Zufriedenheit bemerkte, die Sache an allen Orten ausgeplaudert. Wollen Sie jetzt die Gräfin unglücklich machen, sie an den Pranger stellen? Das werden Sie nicht, das dürfen Sie nicht! Oder was könnte Sie dazu zwingen? Haben Sie schon eine andere Verbindung eingegangen? Und welche?“

„Keine,“ sagte ich; „aber mich zwingen Pflicht und Gewissen, von einer Verbindung mit der Gräfin abzustehen. Ich achte sie, aber ich war nie ihr Liebhaber. Nie gab auch ich der Gräfin ein Recht, dies von mir glauben zu können. Ich betrug mich gegen sie, wie gegen Alle ihres Geschlechts. Ich werde mich aber nie ohne Zustimmung meines Herzens vermählen! Diese fehlt. Ich opfere Ruhe, Freiheit und Glück meiner Tage nie der Uebereinkunft Anderer!“ Ungefähr dies sagte ich, doch ausführlicher und milder. Es war schlimm für mich, daß ich nicht die Wahrheit freier sprechen durfte; daß ich nicht sagen konnte, was ich von der Baronesse Brandenberg gehört und was mein Vater lächelnd und achselzuckend bestätigt hatte, was meinen eigenen Augen kein Räthsel hätte sein sollen, da es schon so Viele wußten.

Der Kurfürst hörte mich unwillig an. „Ich kann“, sagte er ernst, „nicht zugeben, daß die Gräfin Ihretwillen und wegen Ihrer Romanengrillen unglücklich werde. Ich zeige Ihnen also meinen Entschluß an: Sie werden Gemahl der Gräfin! Ich befehle es.“

„Eure Durchlaucht sind allzu gerecht gegen Ihre Unterthanen, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, diesmal ungehorsam zu sein.“

„Ungehorsam?“ donnerte mich der Fürst an. „Ich werde Mittel finden, Sie zu zwingen. Fort! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“ So entließ er mich.

6.

Der Sturz aus der Höhe.

Die vierundzwanzig Stunden vergingen. Der Kurfürst ließ mich rufen. Ich gab die Antwort, die ich schon gegeben. Er entließ mich, oder vielmehr jagte mich wüthend fort.

Denselben Tag trat Nachmittags der Marschall Tangelheim zu mir ins Zimmer, forderte, wie ein Rasender, Genugthuung für die gekränkte Ehre seiner Schwester und seiner ganzen Familie und erklärte, daß Einer von uns das Leben verlieren müsse. Ich entgegnete ihm ganz gelassen, daß ich weder seiner Familie, noch seiner Schwester die Ehre geraubt habe; daß ich mir aber auch die meinige nie werde rauben lassen, um damit eine andere ausbessern zu helfen. Ich nahm seine Forderung auf Pistolen an, weil, wie ich sagte, keinem rechtlichen Manne am Leben so viel liegen könne, als an seiner ehrenvollen Freiheit.

Am folgenden Morgen schossen wir uns im Fasanenwäldchen. Ich hatte den ersten Schuß. Ich that ihn in die Luft. Er schoß; seine Kugel flog mir dicht am Ohr vorbei. Die Sekundanten übergaben uns die Ladung zum zweiten Schusse. Sie wollten ausgleichen, versöhnen, zureden. Der Marschall mochte sich so wenig versöhnen, als ich mich zum Heirathen zwingen lassen. Er befahl mir, nicht in die Luft zu schießen. „Deine Großmuth, Bösewicht,“ rief er, „rettet dir nicht das Leben! Deine Seele muß zur Hölle fahren!“

Ich sah, meine Großmuth sei in der That übel bei einem Menschen angebracht, der weder Sinn dafür, noch überhaupt wahres Ehrgefühl hatte. Ich schoß. Meine Kugel fuhr ihm durch den rechten Arm und zerschmetterte ihm den Knochen unter der Achsel. Man wollte den Verwundeten vom Platze führen. Er aber ließ sich die Pistole in die linke Hand geben und schrie: „Die Reihe ist an mir zu schießen! So wohlfeilen Kaufs kommt der Bösewicht nicht davon.“

„Herr Marschall,“ sagte ich, „der Schuß mit der Linken ist in dieser Entfernung zu unsicher; ich will Ihnen zum Morde behülflich sein!“ So trat ich ihm um mehrere Schritte näher. Mein Sekundant wollte mich zurückreißen. Indem schoß der Graf, und streifte meinem Sekundanten, mit dem ich noch rang, die Hüfte. Der Marschall sank seinem Sekundanten in die Arme. Er blutete außerordentlich. Man brachte ihn ins Jägerhäuschen. Es war

schon ein Wundarzt bereit. Man gelobte sich über den Vorfall das tiefste Schweigen. Ich fuhr in meinem Wagen zur Stadt zurück.

Hier kaum angekommen, brachte man mir die Nachricht, mein Vater sei an einem Schlagflusse gestorben. Ich war außer mir. Ich flog zu ihm, oder vielmehr zu seiner Leiche. Alle Rettungsmittel waren vergeblich. Ein offener Brief, unterm Spiegeltische liegend, den er kurz vor seinem Tode empfangen, verrieth mir die Ursache seines Todes. Es war ein kurfürstliches Reskript, demzufolge er aller seiner Stellen in Gnaden entlassen, und ihm und mir das fernere Erscheinen am Hofe verboten ward. — Der gute Vater! Wer ihn kannte, hätte voraussagen können, daß ihm solche Botschaft das Leben rauben mußte.

Nach vollbrachten Begräbnißfeierlichkeiten aber ward ich mit Schrecken aus seinen hinterlassenen Papieren gewahr, daß er meine Beförderung am Hofe und meine Verbindung mit der kurfürstlichen Geliebten nicht blos aus Eitelkeit, sondern auch wegen seines zerrütteten Haushaltes gewünscht hatte. Ich sah klar, daß mein ganzes Vermögen nicht hinreichen werde, die Schulden zu tilgen, und, was mir das Schmerzlichste von Allem sein mußte, daß in der Reihe der ersten Gläubiger ein Tangelheim, ein naher Verwandter der Gräfin, stehe. Die Mahnungen nahmen auch bald genug ihren Anfang.

Ich entdeckte mich meiner Tante. Sie schien gar nicht verwundert. „Ich habe deinem Vater wegen seines ungeheuren Aufwandes genug Vorstellungen gemacht. Er hörte mich nie. Ich erstaunte nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlau genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er wirklich war. Hochmuth kommt vor dem Fall! Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe, was du hast und bezahle, was du mußt; Alles unter dem Vorwande: du seist entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Kavalier betragen. Ich nehme dich bei mir auf. Du sollst nicht verlassen sein!"

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich folgte ihm. Jedermann war überzeugt, daß ich, gebeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich bezahlte alle Schulden meines Vaters.

In der That reichte aber die väterliche Nachlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenberg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblieben war, wovon er sich

ein Mittagbrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldverschreibung machen, ihr, sobald ich zu Gelde käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich bezog in ihrem Hause einige Zimmer, und durfte an ihrem Tische das einfache Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem leichtsinnigen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, betlustigen und mitunter etwas eigensinnigen Frau geschah so plötzlich, daß er mir wohl das kalte Fieber hätte zuziehen können. Ich erfreute mich zum Glück einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch dazu froh, für jetzt so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der etwas zu hoffen hat!

7.

Langeweile.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinsamt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als Fremdling zum Thore hereingefahren, oder mit Aussatz behaftet. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Die mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich an — nirgends ward mir aufgethan. Einige, die mir nicht zu viel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mir tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohlthäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Höllenangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergange anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn fest. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand sähe — —“

„Nun, was dann? Wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine

Familie durchaus ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten ging er im langen Doppelschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, daß man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen diesen Veränderungen sei, so hob mich Selbstgefühl über allen Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt erschien mir nur in drolliger Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich sehr glücklich zu schätzen, daß man mir erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich befürchtete allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich so vollkommen vergessen, als wäre ich schon zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, genoß die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gut, auch unvermählt, stiller Mutterfreuden, und der Marschallsarm ihres Bruders war so steif geheilt, daß ich wenigstens vor diesem Arme sicher blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Frauen auf irgend eine Weise, bis man die Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenal's Satyren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbon's Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich mich als Schriftsteller. Ich schrieb ein Werk: „Alte und neue Zeit,“ worin ich Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrige Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wobei die Staaten unserer Tage mit ihren bezopften und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. freilich etwas übel fuhren. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden, weil man mein Buch verbot, konfiszirte und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschädigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmt gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt,“ welches fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingsschrift aller Staats-

männer ward. Es ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich deutete auf die Vortheile, welche man durch die Einführung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich ging in die kleinsten Einzelheiten ein, und entwickelte mit größtem Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermeßliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, der Titulaturen u. s. w.

Sogar die Tante, welche außer ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studiren, ja, wo möglich, auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde? Aber diese Bescheidenheit verdammte mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronesse zu leben, die zwar meine Tante war, jedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, den Gnadenton einer alten gnädigen Frau gegen mich angenommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Schreiberdienste thun, mußte ihr Gebete vorlesen; Stammbäume und Wappenbücher abschreiben; ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn die kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Katzen, die in kein Zimmer kommen durften, als ins Speisezimmer und ins Schlafgemach der gnädigen Frau. Alle diese holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, versah ich mein Amt mit größtem Eifer, und bekam endlich das stolze Selbstgefühl, ich *verdiene mein Brod*. Wirklich ward die Baronesse durch meine Hülfleistungen in den Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedies ein gewaltiger Esser war, eine Eigenschaft, die sie, als eine „rohe Sinnlichkeit“, gar nicht liebte.

Dann und wann freilich dünkte mich dies Dasein und Thun

meiner nicht würdig; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich wieder. Ich tröstete mich, daß mancher rechtschaffene Mann noch Geringeres thun müsse, in der Hoffnung, ein Stückchen Band ins Knopfloch oder einen silbergestickten Ordensstern auf den Rock zu verdienen. Auch schien die Stunde meiner Erlösung zu nahen. Denn die fromme Baronesse hatte schon seit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm so zu, daß sie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie sprach mit mir auch öfter vom Sterben, aber nur, damit ich sie widerlegen sollte. Denn der Tod war ihr in den Tod zuwider. Ungeachtet sie oftmals diese Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmlischen Seligkeit mit großer Erbauung sprach, wollte sie doch, mit so schönen Vögeln und Katzen versorgte, dem Jammerthale nicht gern Lebewohl sagen.

Daher, als sie mir einst auftrug, einen Notar rufen zu lassen, mit dem sie gewisse sehr ernste, wichtige Sachen abzumachen habe, die sie schon längst gern abgemacht hätte, erschrak ich wirklich. „Wie denn?“ sagte ich, „Sie sind vielleicht verstimmt, meine gnädige Tante! Sie sehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Testament denken? Lassen Sie das doch! Zerstreuen Sie sich!“

„Te-sta-ment?“ stammelte sie ganz überrascht mit sehr gedehntem Tone, als wollte das Donnerwort nicht über die blassen Lippen, und dazu warf sie einen stechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pause. Dann rollten mit Blitzesschnelle die Worte hervor: „Wer denkt an so etwas? Du vielleicht, und, wie es scheint, sehr lebhaft! Ich sterbe dir vielleicht nicht früh genug? — Geduld, Herr Baron, soweit sind wir einstweilen noch nicht! Trösten Sie sich! Den Notar lassen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie sich nicht, Herr Baron!“

8.

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das verhängnißvolle Wort Testament auszusprechen. Ich hätte mir selbst einen Backenstreich geben mögen, obgleich ich aus bloßer wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notar vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozesses die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenpartei hatte aufsetzen lassen.

Ich war den Tag freundlicher, als je gegen sie, sie aber mürrischer als je gegen mich. Und weil denn selten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speisezimmer, wo ich beim Schimmer einer Kerze, umringt von einer Schaar schnurrender, spielender, mauender, kletternder Katzen, mein einfaches Abendbrod verzehrte. Die Gesellschaft bot mir schlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erste beste, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Lucius Annäus Seneca „vom Zorn". Bisher hatte mich die Leidenschaft, gegen welche der Lehrer Nero's eifert, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er sagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn sie zu unverschämt wurden, ohne allen Zorn mit Seneca's Zorn eins auf den Kopf.

Während dieser philosophischen Unterhaltung hörte ich mit einem Male zu meinem größten Erstaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hause gespielt wurde, sondern ganz in der Nähe zu ertönen schien. Kurz vorher hatt' ich sie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tisch und trat hinaus in den Gang. — „Was ist das?" fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales stand, der an das Kabinet meiner Tante stieß. „Der Mann mit der Drehorgel sagt, die gnädige Frau Baronesse habe ihn heraufgerufen. Darum ließ ich ihn in den Saal treten."

„Ei, ei," dacht' ich, „mit der guten Tante steht's übel! Solche Gelüste pflegt sie sonst nicht zu haben. Das ist ein böses Vorzeichen!" Während daß ich noch über den wunderlichen Einfall spöttelte, hörte ich die Baronesse einen entsetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da stand der Alte mit seiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth sein Stückchen, während sein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einsam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmlischen Dingen beschäftigt, war außer sich gewesen, als sie den gemeinen Walzer einer Drehorgel so nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinets nach dem Saal aufgerissen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreise den Tod mit Stundenglas und Sense erblickt, wie er eine Königin zum Tanze führte, die ungefähr das Alter der Baronesse haben mochte. Eine solche Erscheinung

war für sie, der noch immer vom Morgen her das verhängnißvolle Wort Testament im Ohr klang, allerdings nicht sehr lächerlich.

Daher konnt' ich mir ihren Schrei erklären. Denn wie ich nachher erfuhr, hatte sie den Leiermann gewiß nicht gerufen, sondern der Alte, wahrscheinlich aus dem Fenster des benachbarten Hauses aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechselt, und, von der Magd, die erst seit wenigen Tagen zu der Baronesse in Dienst getreten war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indessen eilte ich der Baronesse zu Hülfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rücksprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettisch sammt der darauf stehenden Kerze war umgeworfen, und sie selbst lag ohnmächtig am Boden. Ich hob sie mit wahrer Seelenangst aufs Sopha. Ich bemerkte wohl, es sei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erlöschte Kerze anzuzünden. Während dessen tappte ich im Halbdunkel umher, eine Wasserflasche zu finden, die sonst nie im Zimmer der Baronesse fehlte. Ich nahm die erste, welche mir in die Hand gerieth. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und besprengte so reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß sie wunderbar schnell zum Bewußtsein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünschte Genesung mit einem so kräftigen Stoß ihrer Faust gegen meine Brust, daß ich, der sich dessen am wenigsten versah, fast rückwärts zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthschaft!“ schrie sie kreischend, „schaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal sein Stückchen, während sein Bube die weiteren Scenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich packte — im Diensteifer — den alten Orgeler und warf ihn zur Thüre hinaus auf die Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vom Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stiege hinabrollte. Die Orgel gab noch ein paar Mal unter ihm einen erbärmlichen Ton von sich; dann entstand Todesstille.

Jetzt überlief mich die Angst, der Mensch habe vielleicht durch seinen Fall den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit Licht herbeilaufenden Magd befahl ich einstweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich unten aufraffen; aber nun hob er an, auf eine lästerliche Art zu fluchen, so daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbebte. Ich war im

Begriff, ihm Schweigen zu gebieten, als ich von der Tante im Kabinet ein noch weit tolleres Geschrei vernahm. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin ich mich zuerst wenden sollte! In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bediente der Baronesse so eben ins Haus, die ihre Abendpromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier unten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein, indem ich ins Kabinet eintrat, überraschte mich ein neues Wunder. Die Baronesse saß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sopha, grimmig wie ein Pantherthier, und im ganzen Gesichte, wie am Halse, auch auf den Kleidern, schwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte sie kaum, so seltsam war sie entstellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Wasserflasche, die noch neben mir stand, belehrte mich bald, daß ich das Meiste zur Verwandlung der gnädigen Frau beigetragen hatte. Ich hatte statt des Wassers in der Dunkelheit eine Flasche ergriffen gehabt, worin unser Tintenvorrath zu sein pflegte, und mit der höllischen Fluth, die ich der Ohnmächtigen angesprengt, ihre fliehenden Lebensgeister glücklich zurückgerufen. Ich stand starr und steif da, und fühlte leibhaftig an mir selbst, wie dem Weibe Loths zu Muthe gewesen sein mag, als sie in eine Salzsäule verwandelt ward.

Natürlich stammelte ich demüthige Entschuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, zu Worte zu kommen und meinen Mißgriff der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar ziemlich zu rechtfertigen. Denn ich machte die Vorstellung, hier sei es um Lebensrettung zu thun gewesen, und wenn ein Mensch in Gefahr wäre, zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus dem Wasser.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermittelst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanze ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelsspuk im Hause angerichtet habe. Zwar war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht gnädig, doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Windbeuteleien und Dummheiten", wie sie, die Worte scharf betonend, sagte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam das Kätzchen Semiramis herein. Alle

unsere Katzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra's und Zenobien, Aspasien und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schließen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Haussuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprunge war die barbarische Semiramis auf dem Sopha und auf dem Schooße ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihren Liebling streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen den Zähnen. Bibi war wirklich ein allerliebstes Thierchen, nicht nur der Stimme, sondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saale zu wohnen, da auf einem Tannenzweig unterm Spiegel zu sitzen und zu schlafen, und wurde von der Tante eigenhändig gefüttert. Es pflegte, sobald sie in den Saal trat, ihr zwitschernd entgegen zu fliegen, um sie zu liebkosen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergossen, als sie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mordsüchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baronesse ließ mich den ganzen Abend nicht mehr ihr Antlitz schauen. Alles hätte sie mir verziehen, aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgenden Morgens verkündete sie mir, daß wir uns als geschieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reisegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr für mich thun zu können; denn auch der gestrige Schattenspieler war noch erschienen und hatte Schadenersatz für seine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müsse.

9.

Wie man philosophiren lernt.

Ich läugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende, wie einen gemeinen Dienstboten, verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte, sondern gegen mich, daß ich, für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen, mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und

wie da Mancher, für weit weniger, noch niederträchtigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Neffe, und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Versöhnung, ein Wort um Gnade, konnte ich nicht über die Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke als wohlerworbenen Lohn; sagte mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhre hundert Meilen weit nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der weiten Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, da rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich verschmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Gesicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich sie auch grüßte.

Diese Erscheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie diese, in glänzender Equipage dahinrollen kann, sondern, als armer Verbannter, aus der Vaterstadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel hausgehalten, war nicht meine Schuld gewesen; daß ich auf Kosten des Ehrgefühls eben nicht meinen Namen zum Deckmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchtigsten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todsünde; daß ich an dem Unglücksabende Tinte mit Wasser verwechselte und Semiramis den Bibi fraß, kann der strengste Richter nicht mit dem Verlust von anderthalb Millionen strafen. — Indessen, ich war nun, wie man zu sagen pflegt, auf die offene Landstraße gesetzt, und mußte Jagd auf Abenteuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienste, um in der Welt sein Glück zu machen, wenn man bestimmt ist, der Spielball widerwärtiger Umstände zu werden. Ich möchte deswegen auch keinen Premierminister, keinen Generalfeldmarschall, keinen Kardinal und Papst, für weiser, klüger und besser, und keinen Landstreicher, Bettler, Bauer und Handwerksburschen deshalb für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seide und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß zuertheilte.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrlich, Tugend und Einsicht dürfen

nicht blos Münze sein, mit der man sich nur Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Monde ist wie Kartoffel oder Ananas, von denen nichts Ersprießliches mehr übrig bleibt, wenn es über die Zähne gegangen ist.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die in mir der Anblick der Tangelheimischen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenberg philosophiren gelernt; aber doch war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurücksah, die Sache zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwöhnen, die man uns als Kindern, über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren oder Kleinigkeitskrämer dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leideuschaften zügeln, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls für Nichts, aber freien Sinn, reines Herz, zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem großen Haufen, vom Throne herab bis zur Bettlerhütte, als beklagenswerther Querkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen könnten!

Als ich in Wien angekommen war, war meine kleine Barschaft schon ziemlich zusammengeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein sein Brod verdienender Baron ist aber bekanntermaßen ein Unding. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Ich hatte daher schon unterwegs meine Baronschaft abgelegt, und mich aus einem Thomas von Heuwen kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu suchte als Gelehrter sein Unterkommen, als Hauslehrer, als Professor und dergleichen. Allein er suchte vergebens, weil er keine Empfehlungen, keine Zeugnisse vorweisen konnte, und

nichts als einen Paß und seine Kenntnisse besaß. Um nicht auf der Straße schlafen zu müssen, verkaufte er seine Brillantringe, und versuchte nebenbei sein Glück, als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte spottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indessen machte mich meine neue Kunst mit andern Künstlern bekannt, unter Andern mit einem gewissen Maler Herebert. Der Mensch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, sehr geistreich, äußerst gutmüthig, aber noch ärmer, als ich; ich unterstützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich selbst dabei nicht zum Bettler werden wollte.

10.
Pater Vitalis.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir Beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir Beide nach Rom; studiren wir da die Werke der alten Meister; vervollkommnen wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren!"

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?"

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weißt; du bläsest ja die Flöte trefflich! Wir musiziren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Zeche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben ihr Futter giebt!"

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Weizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirge. Im ersten italienischen Dorfe versuchten wir, an einem Sonntage, unsere neue Kunst. Alles ging über unsere Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfs bis tief in die Nacht springen und ernteten gut. Aber folgenden Tages hieß es bei uns, wie gewonnen so zerronnen. Wir kamen im Gebirge zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte. Die Kinder spielten, die Weiber wuschen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schlugen also das freundliche Anerbie-

ten nicht aus. Dafür spielten wir nach gesättigtem Magen ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerle umringten uns mit Pistolen und Dolchen, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und in allen Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen suchten. Im Hui hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, Alles verloren. Man nahm uns die Felleisen mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erlangten wir, daß man uns Violine und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abenteuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr belustigten wir uns herzlich an der tollen Scene, und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem politischen Treiben der feinen Welt. Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schicksal über dem Haupt.

Wir flöteten und geigten uns glücklich durch Italien. An Sonn- und Fest- und Markttagen ist in Italien kein Mangel, und das kam uns zu Statten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten auch noch ein paar Kreuzer in der Tasche. Der Anblick der unsterblichen Weltherrscherstadt, von wo aus die europäische Kultur kam, und große Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Bischöfe, fremde Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, bestärkte mich sehr in meiner philosophischen Fassung. Was ist von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäsar's geistiges Leben in seinen Kommentarien ist für uns nach Jahrtausenden noch mehr werth, als die ganze Reihe seiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geistesüberlegenheit immer über Geistesschwäche hat. Aber die Nationen wachsen an Einsicht, und bald wird der päpstliche Hof außerhalb des Erbtheils Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reisegefährte war so glücklich, schon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffeehause einen jungen Fürsten gefunden, dessen Lehrer er einst gewesen war. Dieser, von alter Anhänglichkeit und durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menschen und geistvollen Künstlers bewogen, hatte ihn zu sich genommen. Herebert sollte ihn nun, als Maler, durch Italien begleiten. Sein fürstlicher Gönner stattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schicksal nicht so hold. In der Kunst war ich blos Liebhaber. Doch versuchte ich's mit dem, was ich hatte, und wußte mich zu vervollkommnen. Aber mit dem Reißblei und dem Pinsel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu verdienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Herebert's Freundschaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange, denn Herebert verließ bald Rom im Gefolge seines Fürsten, bei dem er umsonst um Anstellung für mich nachgesucht hatte. Unterdessen blieb kein Winkel Roms von mir unbesehen, und wohlgemuth und sorgenlos lebte ich von einem Tage zum andern. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfnisse hatte. Zuletzt, als meine kleine Barschaft abnahm, dachte ich schon daran, Italien wieder zu verlassen, als mir neue Hülfe kam.

Auf einer steinernen Bank vor einem Kloster in der Nähe Roms saß ich eines Tages, als sich ein alter Mönch mit schneeweißem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir kamen in Gespräch mit einander. Meine Einfälle belustigten ihn, weil ich ein Deutscher war. Denn auch er war ein Deutscher, und nannte sich Pater Vitalis. Als er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in seinem Kloster zu Gast, und so konnte ich ohne Kummer meinen Wunsch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterstützte mich auch der wackere Geistliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur seinen Sohn, und ich ehrte ihn wie meinen Vater. Er gab sich viele, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anständiges Plätzchen in einem guten Hause zu verschaffen.

„Mein Sohn," sprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani lustwandelte, „das Glück ist dir in Italien nicht hold! Ich rathe dir, es auf vaterländischem Boden zu versuchen!"

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu versichern, daß ich kein Glück suche, sondern, wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich's mir genügen. Da das Wenigste genüge, meine geringen Bedürfnisse zu befriedigen, so wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almosen nehmen; denn ich schäme mich der Almosen so wenig, als der Arbeit. Ich bäte ihn daher, sich um meinetwillen nicht weiter Mühe und Kummer zu machen. Ich wäre so reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn sie

denken an dich, mein Sohn; jene Tage, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht! Du mußt daran denken, dir eine bleibende Stelle zu schaffen! Auch der Vogel in der Luft weiß sein Nest."

„Ehrwürdiger Vater," sagte ich, „soll ich thörichterweise meine schönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, statt Brod und Salz, einen Braten, oder statt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Ist es der Mühe werth? Weiß ich, ob ich ein hohes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe ist?"

„Aber, was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?"

„Ei nun, ehrwürdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt, glücklicher! Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es trieben; ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre vollbracht, so werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menschen nützlich machen können."

Der Alte lachte, stellte sich vor mich hin und betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit einem sonderbaren Blick. „Du bist wahrhaftig mehr, als ich glaubte!" rief er aus. „Laß dich in deinem Lebensplan nicht stören! Du hast das rechte Ziel erwählt. Ich gestehe dir, du bist auf dem Wege zum höchsten Gut; denn ich verstehe dich, weil ich denselben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloster ging, geschah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe viel von der Welt gesehen, und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken sah, aber wenig Löbliches an dem, was die Menschen treiben. Ja, ich gestehe dir, daß ich oftmals glaubte, mit meinem Gott allein in der Welt zu sein, und daß ich nicht zum menschlichen Geschlecht gehöre, mit dem ich der Gestalt nach verwandt war. Denn ich verstand der Menschen Treiben nicht, und sie begriffen mich nicht."

„Aber," sagte ich, „ehrwürdiger Pater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?"

„Allerdings," antwortete der Greis, „göttlichen Geistern begegnete ich, aber nur einzelnen, zerstreuten, verkannten, oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler als die Aeltern, reiner, leidenschaftloser, vorurtheilsfreier, zärtlicher, menschenfreundlicher, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein

unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohne Gottes: „„Lasset die Kindlein zu mir kommen!““ Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht ins Himmelreich eingehen.“

„Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt?“

„Leider, mein Sohn, noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte! Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, blos dem Thierischen nachjagend, dessen Ekelhaftigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu vermindern, behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Siehe unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten an: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung von der Wiege bis zum Sarge, nichts Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und andern Stärkern, die nicht arbeiten, sondern in Müßiggang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe die sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen an: sie sind nur geschminkter, geputzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe unsere Heere an: Hunderttausende gehen hinaus, Hunderttausende zu schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unveräußerliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners, oder auch seiner Maitresse. Siehe unsere Kirchen an: ach, mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen! Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester, der Mensch macht die Religion. Siehe unsere sogenannten gebildeten Stände an: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Ungerechtigkeit gegen Andere, Titulaturen, Geld, Stolz auf thierische Abstammung von Vorfahren. Siehe unsere Gesetzgebungen an: sie strafen die Verbrechen an den Schwachen, und die Starken, welche das Gesetz geben, verhöhnen dasselbe durch Unzucht, Ehebruch, Raub, Mord und andere Laster. Wer straft sie? — Siehe unsere Staatsverfassungen an: es sind Schöpfungen nicht sowohl zum Besten der Völker, als der Einzelnen, welche die Völker wie ihr Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles schon hatten die Perser, Meder und Assyrer und Andere vor Jahrtausenden, nur unter andern Namen. Und gerade, weil das schon längst

in der Welt gewesen, überredet man sich, es müsse so sein, und könne nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig, mein Sohn, es ist ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um seines Alters willen ehrwürdig zu preisen! Nichts ist ehrwürdig, als das Göttliche, als das Ewige; aber dies ist am wenigsten im Alten; darum sollen wir es unter uns wieder herstellen. Wie kann das alte Thierische ehrwürdig sein? Es taugt eben darum am wenigsten, weil es alt geworden ist."

Ungefähr so sprach der menschenfreundliche Pater Vitalis. Er sprach vor mir stehend, wie ein Jünger Jesu. Von nun an ging ich zu ihm in die Schule. Rom mit allen seinen Kunstschätzen hatte nichts Herrlicheres, als diesen erhabenen Mönch, diesen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

11.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrung des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermonate. Der folgende Frühling senkte ihn ins Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühl's in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen! Meine achtundachtzig Jahre sind mir, wie ein Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war; nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Lebens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, warum man eigentlich gelebt habe! Das wissen Millionen und aber Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe", fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Zehrpfennig geben, mit dem du durch Italien getrost wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier." Und bei diesen Worten zeigte er auf ein kleines Kästchen und einen Pergamentbrief neben sich. „Sieh', die Italiener sind voll Aber-

glaubens und Vorurtheils; das ist der letzte Schimmer oder die erste Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philosophisches System des Unglaubens, das heißt, eine künstliche Schutzrede der Verwilderung der Menschheit, auf. Laß unsere Italiener vor ihren Heiligenbildern anbetend knieen; selbst wenn sie eine Hebe oder Ceres, vor denen schon das heidnische Rom opferte, christlich als die Gottesgebärerin verehren. Besser, daß sie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen! Nicht die Hülle, sondern der Sinn macht das Heilige. — Nimm dies Kästchen! Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jerusalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehreren Jahren in diesem Kloster gestorben ist, von seiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte, und mir als sein Vermächtniß hinterließ. Das Pergament ist die päpstliche Urkunde von der Echtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra santa, oder des heiligen Grabstaubes. Nimm dies! Man wird dir auch das Wenigste von dieser Erde gern und theuer bezahlen, und du wirst bis Deutschland keinen Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmst, wiewohl diese Erde, wenn sie vom heiligen Grabe ist, nicht edler ist, als andere Erde. Nicht der Staub, sondern die Andacht ist das Heilige."

Ich dankte dem guten Pater. Er nahm heiter von mir Abschied. Den folgenden Tag war er viel schwächer; er sprach kaum noch, sondern schlummerte meistens. Am dritten Tage, als ich kam, und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, schloß die Augen, lächelte noch einige Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein. Er ist der Höchste unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war seiner Kunst nach Arzt, seiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenschaften, leichtsinnig, und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umstände er nach Rom gerathen sein mochte. Er sehnte sich nach Deutschland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reisegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen könnte. Bei den Römern selbst fand ich von meiner Terra santa gar keinen Absatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort selbst verfertigt. Aber ein

paar Tagereisen von Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der, bei jedem Verkauf eines Theilchens Erde, eine gerichtlich beglaubigte Abschrift genommen ward, sicherte uns gegen den Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Lohnkutscher miethen. Am Ende verdroß es uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzu schnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen, und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Kästchen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine, wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war so gut als jeder andere Reliquienhandel. Mit einigen Körnchen Staub machten wir die Leute glücklich. So viel vermag der Glaube!

Sobald wir den deutschen Boden betraten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir gut gesammelt und sparsam gelebt. Ich verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Kästchen, frisch gefüllt, sammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir mitten im Winter wieder nach Wien. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortsetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baronesse Brandenberg zu erwarten, der ich in der Hoffnung schrieb, sie werde den Tod Bibi's verschmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voll Sehnsucht harrte ich der Antwort. Sie kam; aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; ihre einzige geliebte Nichte sei zur Universalerbin eingesetzt; sie wäre weder meiner noch irgend eines Andern, sondern nur ihrer hinterlassenen Katzen und Vögel mit einem Legat eingedenk gewesen, und habe die Universalerbin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens ernannt. Das ward mir auf Befehl der Universalerbin, vom Gemahl derselben, freundschaftlichst gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reisegesellen, dem Schweizer. Die russische Regierung lud damals Aerzte aus Deutschland, die sich

im Norden ansiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm sagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutschland traf, als er, aus Rußland verwiesen, zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von kostbaren Brillanten, das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherze dort mit Verwiesenen nicht. Er ging dessenungeachtet. Nie habe ich wieder etwas von ihm vernommen.

12.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante sanfte Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär, gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger meinethalben gelegen — denn auch mit anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als, um Anderer willen, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich läugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, eins blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich nützlich zu sein. Der achtzigjährige Pater Vitalis lebte schon in den Tagen der Kraftlosigkeit, als er mit Verzichtleistung auf Alles sich blos der beschaulichen Lebensweise ergab; ich aber blühte in der Fülle meiner Kraft, und hatte edlen Thatendurst, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt dastehen; ich stand aber umsonst da. Mir fehlten nicht nur alle Mittel, nützlich zu wirken: auch mich selbst, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal als Mittel gebrauchen.

Es mangelt in der Welt für Nichts an Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den minder Würdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Wirkungskreis bannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der Kaiserstadt fort, und, mir gleichviel wohin? wechselsweise bald diesem bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer war, oder weil er von Andern gewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Begegnisse, die am Wanderer bunt vorüberziehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, aber keinen Eindruck hinterlassen, und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst, an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit, je nach Oertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Gesetze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen aufgefaßt. Weil man so Vieles sieht und übersieht, wird man von einem Vorurtheil nach dem andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirges betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als aufs Gerathewohl von Westen nach Osten, von Süden nach Norden zu ziehen; warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geschlechts gemacht? Du möchtest gern Großes leisten, und jagst nichtsnutzigen Abenteuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder selten ein Europäer sah; mache Entdeckungen für die Menschheit; erforsche die Sitten, Verfassungen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum den Namen weiß; untersuche die Pflanzen, die Thiere, die Gesteine jener ungekannten Länder!

Der große Gedanke durchschauerte mich mit ganz eigenem Entzücken. Ich schien erst jetzt meine Bestimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verstehen, und bedauerte, so spät diesen Einfall zu haben. Nun war noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe Nichts vertrauend, mußt' ich

den Sinn an Seereisen sogleich aufgeben. Also eine Fußreise nach Asien, durch Rußlands Süden, zum Kaspischen Meere, durch Persien und Dschagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chinesischen Mauer, durch die Steppen der Mandschu-Tataren, dann südwärts in die noch wenig bekannte Halbinsel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war sogleich reisefertig, und machte Rechtsum gegen Nordnordost, vor der Hand dem Kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einen Felsblock herabhangend, ein freundliches Dach wölbten. Die Gegend, welche mich umgab, war ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlbebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rande eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mochte; denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüschen hervor. Im dunkeln Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimathlos wie ein Kain ohne bleibende Stätte umherirren? Warum kann ich keine Erdscholle mein nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen, zwischen den Hügeln und Saatfeldern, ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen! Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen viel Gutes stiften! Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der ich losgerissen nun, wie ein welkes Laub, als Spiel der Winde zwecklos umherflattere.

So dachte ich, und vergaß fast ganz meine Reise nach Tibet und China und Corea über den süßen Träumereien, die sich bei mir einschmeichelten. Wer ist immer seiner Gedanken Meister? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich-einfach gekleidet, barfuß, aber sauber. Sie kam am Walde um den Vorsprung des Gehölzes den Fußweg daher, und sah mich mit verwunderten Augen an; ging an mir vorüber und wünschte mir recht freundlich guten Abend. Da fragte ich: Wohin,

mein Kind? — „Nicht weit!“ antwortete sie, und blieb vor mir stehen und betrachtete mich neugierig. „Gar nicht weit! Ich suche nur unsere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will sie zurücktreiben, denn es ist spät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen sie von selbst. Aber ich will sie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Weges entgegengehen kann.“

„Wer ist denn Gabriele?“ fragte ich, und konnte mich nicht satt schauen an der lieblichen Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir dastand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so! Sie ging den Morgen ins Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen begleite ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heut aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater ins Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Dutzend hölzerne Teller, eben so viel hölzerne Kellen und einen Karren voll Heugabeln an den Krämer Pfiff ablieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden.“

Ich hörte der kleinen Schwätzerin mit Vergnügen zu, und es kostete mir wenig Mühe, sie immer tiefer ins Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in der Schlacht ein Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Land, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freundlichem Meckern zu ihr, und lagerten sich, oder weideten und spielten in unserer Nähe. — Es ist unaussprechlich, welchen Eindruck das Alles auf mich machte. Der Eindruck war um so tiefer und rührender, da ich seit einer Woche schon in meiner Einbildung unter Persern, Mongolen und Tatarenhorden in wilden Steppen gelebt, und dem Genusse alles Edlen entsagt hatte, was menschlichere Gesittung dem menschlichen Geschlechte darbietet. Meine Lust am Gespräche mit der kleinen Justine, wie sie sich nannte, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnsucht nach einem kleinen Eigenthume, nach einer ruhigen Heimath, nach einem glanzlosen Stillleben an.

Indem erscholl eine tiefe Baßstimme: „Wollen wir gehen,

Justine?" und um den Vorsprung des Gehölzes herum kam ein ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Husarenbart, sein hölzernes Bein sagten mir sogleich, daß es Justinens Vater sei. Ich entschuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es durch mein Geplauder aufgehalten habe. Er aber setzte sich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltnng von neuem an.

„Von wannen, Landsmann?" fragte er, und musterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Zehe.

„Von Wien!"

„Da bin ich auch gewesen. Ist gut leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?"

„Nach Rußland!"

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich nach Pferden für's Regiment. Bleiben Sie in Rußland?"

„Ich gedenke von da nach Persien zu gehen!"

„Nach Persien? — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Samum, der mich fast erstickt hat. Was wollen Sie in Persien treiben?

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China."

„Herr, da haben Sie eine gute Strecke Wegs vor sich! So weit kam ich nicht."

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, und als Sklave in das Innere Asiens bis nach Persien verkauft wurde, dann durch russische Kaufleute wieder frei geworden sei; von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm ein Bein nahm, untauglich gemacht hatte. Verstoßen als Krüppel, war er hierher in seine Heimath zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land zusammengekauft hatte. Er baute sich ein kleines Haus auf eigenem Grund und Boden am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm aber vor wenigen Jahren starb, und lebte seitdem mit seinen Kindern, wie er sagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Ursache meiner ungeheuern Reisepläne, und schüttelte den Kopf, als ich sie ihm ehrlich offenbarte. „Herr," sagte er, „das sind nicht Pläne des Verstandes, sondern Eingebungen der Verzweiflung! Bleibe im Lande und nähre dich

redlich! sagt das Sprichwort. Ein Mann, der so viel versteht, wie Sie, findet sein Brod überall ohne Mühe, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will und sich nicht der Arbeit schämt. Sie kommen mir vor, wie ich mir jetzt selbst, als ich noch in meinen tollen Jahren stand. Unser Pfarrer, Gott hab' ihn selig, meinte, ich müsse ein großer Mann werden; schickte mich auf seine Kosten in Schulen und auf Universitäten. Ich sollte Theologie studiren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher steigen, als auf die Kanzel; ich ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geschossen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen! Wie heißen Sie?"

„Thomas Heu!" antwortete ich. Da schlug der alte Husar ein unmäßiges Gelächter auf und rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Stroh! Heu und Stroh, schlechte Waare, und verachteter Stoff, aber doch an seinem Platze brauchbar. Kommen Sie und bleiben Sie bei mir, weil es Abend geworden ist, und nehmen Sie bei mir fürlieb! Sie haben nicht Ursache, zu eilen, um nach Persien zu kommen."

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch zur Hütte des Invaliden hinab. Wie malerisch lag sie da im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthal zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhofe des kleinen, mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm von Tauben sich regte, während unten alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Gluckhenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehegter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körben. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war aufs beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein stattliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten,

und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von dem Eigenthümer selbst verfertigt worden.

13.

Gestörte Reise nach China.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedenstempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Musterbild von Landmädchen! Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und barfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke goldgelbe Haar in Flechten auf den Nacken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang erregt; lächelte uns Allen mit ihren blauen Augen beim Eintritt ins Zimmer freundlich zu; nahm den Korb ab; reichte erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seien Sie gegrüßt!" die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voll Frühkirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward, beim Abendessen, des Geplauders kein Ende. Ich war in der Familie heimisch, als hätte ich längst zu ihr gehört. Der Alte zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Crucifixe und andere Dinge, von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch nicht im besten Geschmacke, gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er sagte, am besten bezahlt wurden. Ich versprach ihm, folgenden Tages einige Musterzeichnungen zu verfertigen, nach denen er arbeiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen Mitternacht vor der Hütte in traulichem Geschwätz. Mein Nachtlager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sauberes Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf in meine Augen kommen. Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe einsam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen. Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang, die Genüsse der Freundschaft. Aber wir waren nur zufällig zusammengeführte und bald wieder getrennte Brüder. In der Residenz, am Hofe, fand ich nur feine Gesellschaft, Witzelei, Lustjägerei; kein ehrliches, reines Erschließen der Herzen gegen einander. Im

Hause der Baronesse Brandenberg lebte ich als Geächteter und Knecht; nicht wie der Neffe bei der Schwester seines Vaters. Von da an blieb ich in der Welt ein unstäter Einsiedler. Ich kannte Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten. Herebert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus der Ferne, von Spaziergängern, von den Aeltern, die mit Kindern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gemüthlichkeit des erfahrungsreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen; wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch, durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit nimmt, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an diesem Abende verstehen, der Mensch sei nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden= und Mönchthum, sondern zum geselligen Dasein geboren; und eine Familienchronik wäge wohl eine Weltgeschichte, ein Haus mit Gärtchen und Acker, und ein Herz, das wir ganz das unsere nennen dürfen, ein Weihrauch opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Gesprächen und Scherzen versüßt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von seinen frühern gelehrten Beschäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilsloser Blick geblieben und genug, seine Kinder selbst unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorstellungen ausstatten zu können. Justine und Gabriele, ungeachtet sie sechs Jahre von einander verschieden waren, hatten doch die volle Kindesunschuld mit einander gemein; waren junge Rosen und sahen Alles voll Rosen; plauderten, scherzten, sangen, spielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Gesang, ihr Spiel, wenn schon nur aus dem Frohsinn einer jugendlichen Natur hervorgegan=

gen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele, in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen, hatte etwas Ideales. Sie ahnte weder, wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge? Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinnig. Sie wandelte in Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf ein Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen; ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnige vor Freuden im Stübchen umher; Gabrielens Gesicht glänzte im Schimmer stiller Freude. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriele sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Plappermäulchen Justine machte mir viel Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem ländlichen Köpfchen wohl die Umrisse leicht; aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische; die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zu viel, zu lange.

Gute Nacht, Kaukasus und Kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen dreihundert Städten! Fest stand es in meinem Herzen: von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden!

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der benachbarten Städtchen ein Unterkommen zu finden. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Justine flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel, als Justinens Kuß.

Nach vierzehn himmlischen Tagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reiste ich ab. Es floß manches Thränchen. Erst, als ich weit hinaus ins Feld und allein war, da weinte auch ich.

14.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, das hinreichend wäre, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Land zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamte offen sei. Um diese Stelle bewarb ich mich um so lieber, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele an Markttagen Eier, Honig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hinterher die Achseln. „Es sind der Bewerber mehrere; ich kann nichts versprechen!" — „Was, nicht versprechen?" rief die Frau Oberamtmännin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vor Zeiten schön gewesen sein mochte, mich lange mit den Augen von oben bis unten gemessen und dann meine Probearbeiten gemustert hatte. „Bist du denn blind, Herr Oberamtmann? Hat denn Einer von allen Bewerbern so viel geleistet, wie Herr Heu? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!"

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es mit einander, laut Ankündigung, ein halbes Jahr versuchen. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die feste Anstellung." So sprach der Oberamtmann, und ich wußte nun, wer Oberamtmann im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war außer mir vor Freuden, Schreiber geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtmann zu sich ins Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnädige Frau ward mir, da ich zugleich ihre etwas verwilderten Kinder in Nebenstun-

den unterrichtete, so gewogen, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich ausstattete. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewöhnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie die Meinigen; Gabriele war meine Braut, sie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, sie selbst gestand es sich nicht. Meine bleibende Anstellung in der Amtsschreiberei ward, als ein Festtag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in seliger Erwartung den Höhen meines Glücks entgegenging, hatte ich auch im Hause meines Herrn ein behagliches Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigsten Theile derselben fast allzu sehr, nämlich von der gnädigen Frau. Diese alte Schönheit war etwas gefallsüchtig, etwas gebieterisch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, sie gestand mir sogar manchmal mit widerlicher Offenherzigkeit, ich sei ein schöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Offenherzigkeit nicht verstehen wollte, gab sie bald mit losen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck ihren Gefühlen Ausdruck, und flößte mir dadurch unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundschaft, wie sie es nannte, Höllenangst; denn ich sah mich der Gefahr preisgegeben, bei dieser alten Dame die Rolle Joseph's in Aegypten zu spielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Keckheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblicke an wandte sich das Blatt. Anfangs spielte sie die Schmachtende, Gebeugte, Trauernde; dann die Kalte, Stolze; zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie schlug hundert Wege ein, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, wofür sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen sein würde, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermögen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zur Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Vornehmen des Städtchens ge-

feiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen: die gnädige Frau, als vornehmste Dame der Stadt, im höchsten Putze, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtsvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, der bereits mit der vornehmen Welt des Ortes erfüllt war. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzräthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtmännin ihr an zärtlicher Höflichkeit zuvor thun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblicke sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hüpfen, denn sie hüpfte gern jugendlich. Die Anwesenden insgesammt theilten mein Erstaunen, und es ward Allen schwer, das Lachen zu verheimlichen. Noch größer ward mein Schreck, als ich die Hälfte des Kleides der gnädigen Frau zu meinen Füßen liegen, ja mich mit beiden Füßen auf dem Zipfel des leichten Schlepprocks stehen sah. Die Oberamtmännin faßte sogleich nach ihrem Kleide, und als sie die schreckliche Entdeckung des Verlustes gemacht hatte, stieß sie einen jämmerlichen Schrei aus. Die Verwirrung ward allgemein, die meinige am größten. Ich bat tausendmal um Verzeihung. Die gnädige Frau mußte sich im Nebenzimmer umkleiden; ich selbst holte ihr ein anderes Kleid von Hause. Aber die Freude war für den ganzen Tag von ihr gewichen.

Folgenden Tages empfing ich meine förmliche Entlassung und die wohlgemeinte Weisung, sogleich die Stadt zu verlassen. Da stand ich wieder mit meinen Hoffnungen auf der Straße.

15.

Das Geständniß.

Ich erzählte im Hause des Invaliden mein närrisches Unglück, und entdeckte zugleich, was ich bisher immer verschwiegen hatte, das peinliche Verhältniß, in welchem ich schon so lange mit aller Selbstüberwindung gelebt hatte. Man tröstete mich, der ich eben keines Trostes bedürftig war. Gabriele wünschte mir mit unverhehlter Freude sogar Glück, aus dem Hause des Oberamtmanns fort zu sein. Einer meiner Kollegen in der Amtsschreiberei, der

mir sehr ergeben war, hatte mir beim Abschiede versprochen, sich für mich um Anstellung bei einer verwittweten, sehr reichen Frau von Kasten in einer benachbarten Stadt umzuthun. Die Dame suchte eben einen Schreiber, der zugleich etwas Landwirthschaft verstehe. Ich blieb inzwischen in der Hütte des Invaliden, und half arbeiten.

Während Thomas Stroh schnitzte und ich zeichnete, kamen wir einst im Gespräche auf die Zukunft. Ich theilte ihm meine Entwürfe mit und vertraute ihm meinen höchsten Wunsch. Er nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ganz recht, lieber Heu! Die Gabriele hängt mehr an Ihnen, als sie selbst weiß. Aber ich bin arm; Sie sind es auch. Es denkt kein Ehrenmann daran, früher ein Weib zu nehmen, bis er es ernähren kann. Ich gebe Ihnen Gabrielen, aber sorgen Sie vorher für Ihren Unterhalt. Ihnen kann es nicht fehlen. Das Mädchen ist siebzehn Jahre alt; sie kann schon warten."

Da sprang ich von der Zeichnung weg, küßte den guten Schnurrbart, und gab ihm meine wohlverdienten fünfhundert Gulden, mit der Bitte, mir dafür einen Acker zu kaufen. Mit Gottes Hülfe müsse in Jahr und Tag mehr folgen. Der Alte freute sich meines Ernstes, nahm das Geld und machte frohe Pläne für Gabrielen, für mich und sich. Er ward recht tief bewegt dabei.

Indem kam Gabriele zu unserm Gespräch. Der Alte wischte sich eine Thräne aus den Augen; aber sie hatte es doch bemerkt und fragte ängstlich-schüchtern. — „Ei was!" rief der alte Thomas mit angenommener komischer Verdrießlichkeit, „Herr Heu will wieder fort, will nicht bei uns bleiben; sagt, alle Welt hätte ihn lieb, nur du allein hättest ihn nicht lieb. Das sähe er nun wohl, und darum wolle er fort."

Das arme Mädchen erblaßte, ließ die gefalteten Hände niedersinken und sagte kein Wort. Der Alte sah ihr Erblassen, und erschrak. „So rede doch!" rief er.

„Haben Sie das gesagt und geglaubt?" fragte sie mich mit zitternder Stimme. — „Nein, liebe Gabriele," sagte ich, „der Vater scherzt nur." — Da kehrte die natürliche Röthe auf ihre Wangen zurück, und sie sagte, indem sich dieselben höher färbten: „Sie wissen doch am besten, daß wir Alle Sie lieb haben." — „Und du auch?" fragte Thomas Stroh. — Sie schlug ihre Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Du weißt es ja, Vater!" — „Und wenn er es nun nicht glauben will?" entgegnete der Alte,

in seinen vorigen Ton zurückfallend. — „Was kann ich dafür?“ sagte sie leise, und ihre schönen Augen wurden naß. — „Nun denn, Gabriele, sei kein Närrchen!“ rief Thomas, und nahm sie in den Arm. „Was könntest du wohl aus Freundschaft für ihn thun, wenn es aufs äußerste käme? Sag's einmal offenherzig!“

Sie schwieg, schlug die Augen nieder, blickte dann wieder zu ihrem Vater auf und sagte: „Sterben!“

„Ah, Possen!“ rief Thomas, „gieb ihm einen Kuß, das ist mehr werth, als dein Sterben. Er hat mir eben die ersten fünfhundert Gulden für euer Beider künftige Haushaltung gebracht!“ Und mit diesen Worten legte er sie an meine hochschlagende Brust. Gabriele schmiegte sich schüchtern an mich. Ich küßte ihre helle Stirn. Da sah sie mit Thränen im Auge lächelnd zu mir auf.

Ich war noch keine acht Tage lang wieder in der Familie gewesen, die ich nun mit Recht die meinige nannte, als ich durch ein Briefchen von meinem ehemaligen Kollegen erfuhr, ich müsse mich, so bald als möglich, persönlich bei der Frau von Kasten melden. Ich flog dahin. Ich erhielt den Dienst, an dem mir das liebste siebenhundert Gulden Gehalt und die Nähe der Invalidenhütte war. Freilich konnte ich nicht mehr so oft, als sonst, dort sein; denn die Hauptstadt der Provinz, mein neuer Aufenthaltsort, war eine volle Tagereise von der schönen Heimath meiner Liebe entfernt.

16.

Der Kaffee.

Meine Gebieterin, die Wittwe von Kasten, eine geld- und ahnenstolze Dame, behandelte mich sehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorstellte. Ich war Privatsekretär, Hausmeister, Verwalter, Kammerdiener, Musikus, Vorleser, Gesellschafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geschäften gebrauchen lassen, die mir nur durch den Gedanken an Gabrielen erträglich wurden. Dabei verlangte die Dame alle und jede Verrichtung von mir, mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geschenke, und versüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präsident des Obergerichts, ein Freiherr von Groll, der

Begünstigte. Dieser Mann schien mich gleich die ersten Male nicht gern in dem Hause zu sehen, besonders als er wahrnahm, wie herablassend die gnädige Frau sich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er sei ein wenig eifersüchtig, wozu er doch keine Ursache hatte. Ich lernte ihn aber theils selbst, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeußerungen der Frau von Kasten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, launenhaftes Männchen, das sich zwischen seinen Akten beständig mit selbstgeschaffnen Gespenstern und Aengsten quälte. Es that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Person nicht eines Bessern belehren zu können. Aber der Abstand des Ranges zwischen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau von Kasten selbst von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen seltsamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich sogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernste Folgen hatte. Der trübsinnige Freiherr hatte behauptet, ich hätte einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falsches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks ums Leben zu bringen. Er verstehe sich auf Gesichtsbildungen. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das bestärkte den argwöhnischen Kauz in seinen Besorgnissen; und obwohl er nichts gegen die Vorstellungen seiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigstens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kasten beruhigte mich aber, und versprach, obschon der Freiherr es wünsche, mich ihm zum Trotze nicht aus dem Dienste zu lassen, so lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch so gut Wort, daß sie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präsidenten zu Stande kam, es sich bestimmt ausbedang, daß er sich nie in die Wahl ihrer Domestiken mischen solle. Namentlich ward meiner, wenn auch nicht schriftlich, beim Ehevertrage gedacht.

Mir war dieser sonderbare Umstand allerdings verdrießlich. Ich sah wohl voraus, daß ich einst dem Willen des künftigen Ehegemahls werde weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat Frau von Kasten ins Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte. Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Prä-

sidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!" sagte sie. — „Gnädige Frau," erwiederte ich, „die Köchin ist abwesend!" — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!" war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierdüten zu haben pflegte, etwas, das, der Papierform und der Farbe und Form des Inhalts nach, dem gemahlenen Kaffee vollkommen ähnlich sah. Ich kochte; ich trug mein Kunstprodukt ins Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete mit der Schelle Sturm im Hause. Alle Bedienten stürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der Erste im Zimmer, weil ich der Nächste gewesen. Der Freiherr von Groll lag im aufgerissenen Fenster und schrie hinaus: „Hülfe! Hülfe! Mörder!" — Die Frau von Kasten läutete Sturm, ohne ein Wort zu sagen, obgleich sie mich sah. Ich glaubte anfangs, die beiden Liebesleute seien vor lauter Zärtlichkeit närrisch geworden. Als aber mehr Menschen im Zimmer waren, wandte sich der Freiherr um. Sein erdgelbes Gesicht war von gräßlicher Angst verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da fest! Er ist mein Mörder! Hülfe! Aerzte, Aerzte!" — Unter dem Festzuhaltenden verstand er mich. Man versicherte sich meiner Person. Frau von Kasten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieser Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geschwätz der Leute, ich solle dem Präsidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entsetzliches Erbrechen bekommen. Ich schüttelte lächelnd den Kopf; doch erinnerte ich mich jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht den echten Kaffeegeruch gehabt. Die Wache kam; man führte mich ab. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papierchens. Sie antwortete: „Meine drei Loth Schnupftabak!" — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphiren zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder grillenhafter Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärm umsonst und seine Person damit lächerlich

gemacht haben wollte. Man sprach zu mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der Erste zum Thore hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag über; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauerhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenze zu gehen; andererseits, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Laurern umstellen lassen, zögerte ich auch, dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte mich endlich von heftigen Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenze zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich schrieb an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzoge zu Füßen zu werfen, ihm mein Abenteuer zu erzählen, und ihn um seinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh' nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelst wahrer Nichtswürdigkeiten, in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann! — Ich verlange nichts, als Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber-, eine Dorfschulmeister-Stelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden an mein Herz. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mißheirath! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu, sagt der Invalide, gesellt sich am besten zum Stroh.

17.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückten ihm der Graf Roderich und dessen Gemahlin freundschaftlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm. „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir einst gelobtest, und die ich dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge nach eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide dazu erkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in die Einsamkeit, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden; die Luft ihm Krankheiten; die Erde, erbebend, wird ihm seine Hütte zerreißen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße sogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor; stellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen; machen ihn zum Gegenstande der Verehrung und des Neides. Umsonst drängten sich Andere voll Ehrgeizes herbei; umsonst gab ihnen die Natur alle Eigenschaften, große Rollen auf der Weltbühne zu spielen. Sie blieben unten im Staube. Das Schicksal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht schont und nicht der Tugend der Weisen. Wer ist mächtiger, als das Schicksal?“

„Der Mensch!“ sagte der Baron von Heuwen; „davon bin ich ein lebendiger Zeuge, der Mensch und das Schicksal stehen ewig im Kampfe. Wahr ist's, der Mensch kann nie das Schicksal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schicksal den starken Geist des Sterblichen überwinden. Das Schicksal spielt nur mit der Außenwelt, und kann nicht über den festen Kreis des Irdischen hinaus, in das es gebannt ist; der Mensch, als Geist, ist Herr in seinem geistigen Reich, und unantastbar, wenn er es sein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie seine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie seine Zufriedenheit mit sich selbst, sein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, so daß ihn alle Lebensgenossen

verachten, aber er wird mit Bewußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel desselben lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern der, welcher, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwillich oder Seide das freie Herz in sich fühlt, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an Irdisches ketten läßt. — Und ich, Roderich, war nie unglücklich; in der Fülle des Reichthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arme des Schicksals, wenn der Thor vergißt, daß er eine geistige Macht ist, sich dem Schicksale unterwirft, und seine höheren Ueberzeugungen, an die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit dahingiebt."

Die Gräfin lächelte. „Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht gut! Aber hier, unter vier oder sechs Augen, können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals nicht so ganz zu verachten sind; zum Beispiel nur so ein anständiges Aemtchen, um eine schöne Gabriele ans Herz drücken zu können..."

„Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige," sagte Heuwen, „wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen! Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf legen, daß wir in uns selbst unglücklich werden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte!"

„Gehen Sie!" rief die Gräfin, „Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihre Worte gehört hätte!"

Heuwen hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei dem Minister an den Invaliden geschrieben und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invalidenhütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht auf die Rückkehr des Boten wartete, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war, und dessen Huld er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Centralpolizeidirection ernannt. Heuwen lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich die Bestallung überreichte. „Auch eine geringere Stelle wäre mir schon dankenswerth gewesen," sagte er; „doch

nehme ich, was mir gegeben wird. Alles ist Almosen des Verhängnisses. Nur das Bessere fehlt noch."

Als der Minister mit seiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Ministers hinausfuhren, begegnete ihnen der Bote auf der Landstraße. Heuwen erkannte ihn sogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, statt eines Briefes vom Invaliden oder dessen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit seinen Töchtern die Hütte verlassen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereist sei, hatte der Invalide Keinem gesagt.

Heuwen machte ein finsteres Gesicht. „Das ist gewiß", rief er, „eine Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falschen Gerüchte; oder wohl gar die Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seiten des mißtrauischen Freiherrn von Groll. Ihr seht, lieben Freunde, wie es das Schicksal mit mir meint! Es giebt mir, um zu nehmen!"

„Herr Philosoph!" sagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuwen versicherte zwar, das werde ihm seine innere Zufriedenheit nicht rauben; aber doch ward er still und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

„Spielen Sie mir heute nicht den Schwermüthigen!" sagte die Gräfin, als sie im Landhause angekommen waren, und Heuwen düster am Flügel stand, und aus den Saiten desselben mit seiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief. „Wissen Sie nicht, daß mein Namenstag ist? Wir haben Gäste zu erwarten, und Sie müssen mit Ihrem Frohsinn wieder die Seele der Gesellschaft werden. Ich will Ihre Philosophie ein wenig auf die Probe stellen, und sehen, ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schicksals sind."

„Ach, liebenswürdige Gräfin," erwiederte Heuwen, „wie können Sie noch grausamer, als das Schicksal selbst sein wollen, das der menschlichen Natur wenigstens ihr Recht lassen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schutzgöttin . . ."

„O wäre ich das, lieber Baron," unterbrach ihn die Gräfin lachend, „so sollten Sie an meinem Namenstage wenigstens das Köpfchen gewiß nicht hängen! Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder, besser noch, die schöne Hüttenbewohnerin selbst geben."

Indem trat Graf Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm

zur Thür herein. Heuwen erstarrte. Er sah Gabrielen, nicht in ländlicher Tracht, aber schöner, als sonst, und man sollte fast sagen, verklärt. Thomas Stroh mit dem Stelzfuß, Justinen an der Hand, folgte. Die Gräfin umarmte die reizende Gabriele und die schüchterne Justine. Schon seit einigen Tagen wohnte die kleine Familie, durch Veranstaltung des Ministers, auf seinem Gute.

Heuwen stand noch immer unbeweglich da, und traute seinen Sinnen kaum. „Sie werden eingestehn, lieber Herr Baron," sagte die Gräfin lächelnd zu ihm, „ich bin eine der gütigsten Schicksalsgöttinnen!" Damit ergriff sie den Arm ihres Gemahls und entfernte sich mit ihm aus dem Zimmer, um die Beglückten nicht zu stören.

Unsere Erzählung ist zu Ende. Wir haben nichts hinzuzufügen, als was sich jeder Leser selbst denken kann.

Die Reise wider Willen.

Zum bessern Verständniß des ersten Schreibens muß gesagt werden, daß der Briefschreiber nebst seiner Schwester am 20. Januar 1807 zu einem Ball bei der Gräfin Amalie St...a in ihrem Palaste zu Warschau eingeladen waren. Sie erschienen und genossen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Jedem ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warschau war damals Alles voll Verwirrung und Franzosen, und erst seit kaum acht Tagen jene einstweilige Regierungskommission eingesetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowski stand.

Die Gräfin St...a war den Abend schön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals schimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeschenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefstellers Schwester zu Neujahr erhalten, doch diesmal umzulegen vergessen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in Streit mit einander, welcher Schmuck der schönere sei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefschreiber auf, das Halsband der Schwester auf der Stelle herbeizuschaffen. Die Schwester gab ihm den Schlüssel zu ihrem Schmuckkästchen; er ließ seinen Wagen vorfahren und eilte nach seiner Wohnung.

Erster Brief.

Blonie, den 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, in deren Zahl Sie, meine schöne Gräfin, selbst eine der ersten sind, beschwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht! Statt Ihnen gestern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warschau zurück, und diesen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Courier, der nach Warschau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entschuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren gestrigen Triumph verspätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es lasse sich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch so viel Gnade, diese Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachsicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundschaft zum Sünder an Ihnen ward!

Ich hatte gestern Sophiens Perlenschmuck zu mir gesteckt, und war im Begriff, in den Wagen zu steigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem Ihre Schönheit den höchsten Zauber gab, als mein Bedienter einen französischen Offizier meldete. Ich mußte ihn wohl empfangen. Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die ersten Zeilen, die ich seit zwölf Jahren von meinem einzigen geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L...i, erhielt, der seitdem alle Feldzüge Napoleon's mitgemacht hat und nun an der Spitze eines polnischen Regimentes steht. Er schrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme so eben in Blonie an, und erfahre, lieber Joseph, daß du noch lebst! Meine Hoffnung, dich in Warschau zu umarmen, ist vereitelt, da ich fast vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Posen, und finde hier Armeecourier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Ist es dir möglich, so komme auf einen Augenblick nach Blonie, wo ich wenigstens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieser Welt wieder so nahe kommen! Wir haben uns so viel zu sagen! Morgen in der Frühe reise ich ab."

Werden Sie es mir nun verargen, schöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ? Denken Sie, einen theuern Freund nicht zu sehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, sich zu mir in meinen Wagen zu setzen und seine Pferde nachführen zu lassen; warf den Mantel um, und so ging es, statt zum Tempel der Liebe, zum Fest der Freundschaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht stockfinster — in Blonie ankomme, ist mein Felix schon fort nach Sochaczew, wo ihn ein paar französische Generale erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelassen, mit der Bitte, ihm nach Sochaczew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwarte. Bin ich nun seinetwillen so weit gekommen, so will ich auch noch die wenigen Meilen machen! Nur geht es mir verdrießlich. Eins meiner Pferde ist diese Nacht hinkend geworden; ich muß die Post nehmen, und warten, bis dieselbe Pferde hat, denn Alles ist in Requisition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer Stunde abreisen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige! Diesen Abend küsse ich Ihnen die Hände.

Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, den 23. Januar.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erstaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieses Briefes sehen, daß ich Ihnen aus Kutno schreibe, als ich selbst erstaunt bin, mich hier zu befinden. Mein Verhängniß will mich nun einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröstlich! Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunschuldigste Mensch unter der Sonne!

Das Einzige, was mich bei meinem Abenteuer freut, ist, daß ich zu Sochaczew meinen Felix glücklich antraf. Wir schlossen uns Beide mit stummer Inbrunst in die Arme. Es war ein großer, süßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als drückte ich einen längst verstorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf ist jetzt recht gesetzt geworden! Die ägyptische und spanische Sonne haben ihm das Gesicht stark gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge der Stirn, die er zu Ehren eines calabresischen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, steht ihm so gut, daß sie mich eifersüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warschau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geschichte seiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das ist übermorgen der Fall. Himmel! wie die Menschen in diesen napoleonischen Zeiten in alle Welttheile herumgeworfen werden! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa, Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstabe angestellt, und befehligt jetzt sein eigenes Regiment. Er ist zum Corps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinski hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochaczew befand, versicherten, seit dem Treffen bei Pultusk und Golomyn sei schon wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik! Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hierher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin. Hören Sie nur! Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Lust hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren gestern in Sochaczew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, Gott weiß auf wie lange, trennten. Da ich sobald nicht auf Erhalten von Postpferden rechnen konnte und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurückwollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den wackern Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald darauf auch ich.

Von der vornächtlichen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wickelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz des harten Fuhrwerks, ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock angelegt hatte. Meinen, nur mit dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleideten Füßen mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum! O wie liebenswürdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie empfanden, und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum sein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmelswonne Sie zu verspenden hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders handeln, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigsten Rippen- und Kopfstöße aus meinem Elysium aufschreckten, schloß ich doch immer richtig die schlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorene Elysium zurückführten. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrecken, es sei schon heller Morgen. Ich hatte darauf gezählt,

nach Mitternacht in Blonie zu sein. Ich riß die Vorhänge der Chaise zurück, und sah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu sehen.

„Wo sind wir denn?“ fragte ich den Kutscher.

„Zu Kutno!“ antwortete der Kerl ganz trocken, und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?“ schrie ich vor Wuth außer mir. „Plagt Euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu schleppen? Nach Blonie, nach Blonie will ich!“

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt vor einem Wirthshause. Ich stieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Versuchung, den vermaledeiten Burschen auf der Straße durchzuprügeln. Er behauptete inzwischen, der französische Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt; er habe es wenigstens so verstanden. Und dabei blieb er, schlug wieder auf seine müden Rosse los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloser Kutscher schon seit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requisition abwesend gewesen sei, vermuthlich, wie es beim Militär so Sitte sei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeschleppt worden, und nun die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit seinem Fuhrwerk in die Heimath zurückzukommen, besonders da er gesehen, daß ich ein Pole und weder Franzose noch Offizier sei.

Diese Auskunft, welche mir der scharfsinnige Wirth gab, mochte ganz richtig sein, aber mir war damit nicht geholfen. Ich saß nun in Kutno, und war nicht zu Warschau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröstete mich mit einem erbärmlichen Frühstück und der guten Hoffnung, daß sich Gelegenheit finden würde, wieder nach Sochaczew zurückzukommen. Er gab sich viele Mühe, mir einen Wagen zu verschaffen. Ich selbst lief gestern den ganzen Tag in seidenen Strümpfen das kothige Städtchen auf und ab, doch leider ganz vergeblich. Alles ist für den Armeedienst in Beschlag genommen. Ich erniedrigte mich so tief, daß ich sogar den verwünschten Schelm wieder aufsuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angst alle Sünden, und bat ihn nur, mit weit vorgestrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochaczew zurückzubringen. Er aber schwor, Pferde und Wagen seien denselben Morgen ihm wieder genommen. Mein scharfsinniger Wirth hingegen meinte, der Erzschelm habe sein Fuhrwerk irgendwo auf

dem Lande in sichere Verwahrung gebracht, damit es nicht wieder requirirt werde.

Heute endlich habe ich mit einem französischen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirthe einquartiert ist, einen Vertrag geschlossen. Er reist nach Kladowa. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und giebt mir Vollmacht, dasselbe als Requisitionsfuhre bis Sochaczew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warschau zu benutzen. Meiner Sache sicherer zu sein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von diesem Vertrag unterrichtet, sondern auch, daß ich von dem Requisitionsrechte gegen ihn keinen Gebrauch machen und ihn bar bezahlen werde, so weit ich ihn gebrauche. Ich muß also, im schlechtesten Wetter, mich erst nach Kladowa und dann wieder nach Kutno zurückbringen lassen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete ich den Wagen nicht nach Kladowa, so lief ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es ist ein unbeschreibliches Elend hier im Lande. Unsere Befreier lassen uns die Befreiung theuer bezahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß jetzt schließen, sonst versäume ich die Reitpost. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer sein kann als ich! Mit diesem Briefe geht zugleich ein anderer an meine Schwester ab, den ich gestern schrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und sagen Sie ihr, daß ich zuverlässig übermorgen in Warschau bin!

Adieu! Ich sterbe fast vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Mehr als einmal war ich gestern auf dem Sprung, in Tanzschuhen durch Schnee und Koth zu Fuße nach Warschau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft so gütig, meiner Sehnsucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geist auf Ihre schöne Hand drücke! u. s. w.

Dritter Brief.

Posen, den 26. Jannar.

— — Gewiß, ich bin behext. Ich glaube nun an alle mögliche Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und

des schadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, sollte ich in Warschau, in Ihrem Zimmer, zu Ihren Füßen sein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zusammen und bringt mich nach Posen, wo ich noch dazu meinen Einzug als Gefangener gehalten habe. Erschrecken Sie nur nicht! Ich bin schon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlafe beim Alpdrücken. Je schneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn schon, seit Menschen geboren wurden, ein Menschenkind den Unfall erlebt, daß es, wie ich, von einem Balle weggeht, um eine Perlenschnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die weite Welt hinausgeschleudert wird? Alle meine Sehnsucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit, meine Vorsicht halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geschicktesten und eifrigsten Schiffer auf dem Meere weit vom Hafen verschlägt, dem er entgegensteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgestern, wie verabredet, nach Kladowa mit einander gefahren. In dem elenden Neste saß eine Art Platzkommandant, zu dem sich der Ingenieur gleich nach unserer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Zögerung nach Sempolno zu reisen. Er kam zurück und meldete mir mit Achselzucken und Millionen Entschuldigungen das Unglück, nicht sein Wort halten zu können; Dienst gehe Allem vor. Ich war vom Schreck fast sprachlos, bat, fluchte, stellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umsonst! Er mußte nach Sempolno, und zuckte die Achseln. Während der Knecht die Pferde fütterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und, begleitet von Soldaten, in alle Häuser und Ställe, Mittel zu schaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Außer einem geräumigen Mistwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entschloß ich mich, selbst mit nach Sempolno zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorspann zu erhalten Hoffnung hatte, und leidlichere Herberge, als in dem armseligen, unreinen Neste von Kladowa. Der Ingenieur billigte meinen Entschluß. Doch blieb ich verstimmt, und wir waren Beide unterwegs nicht mehr so gesprächig und freundschaftlich, als vorher. Ja, es gab hin und wieder sogar unbehaglichen Wortwechsel; zu Sempolno schieden wir kalt von einander.

Desto zärtlicher war ich mit meinem Kutscher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu lassen, und in frühester Frühe des andern Tages zurückzureisen. Meine Freige-

bigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür saß ich mit der Morgendämmernng im Wagen, das Gesicht nach Warschau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde von Sempolno, so sahen wir drei französische Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her sprengen. Mein Kutscher, voll banger Ahnung, schlug mit allen Kräften auf sein Gespann ein. Ich fand seine Angst so überflüssig, als seine Eile fruchtlos. Die Franzosen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie sie sagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requisition entwischt sei, befahlen ihm umzukehren, und sprachen sogar von Füsiliren. Mein Fuhrmann verstand kein Wort, wohl aber die Geberdensprache der Weltüberwinder, und warf einen trübseligen Blick auf mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die höflichen Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, so balder vernahm, ich habe die Requisition hinterlistiger Weise von ihrem Fuhrwerke entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstens für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleon's, drittens für gefangen. Meine Einwendungen dagegen halfen mir zum Trost, mich in Person beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden später hatte ich wirklich die Ehre, in Gesellschaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Posen, jedoch nicht meinethalben, reisen sollten, dahin abzugehen, das heißt, zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schicksals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich, weil man dabei noch obzusiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzu grob, so wird es wieder lustig, weil der Mensch, wenn er sich übermannt und allen Widerstand nutzlos sieht, seinen angebornen Stolz wiedergewinnt und, weil er Nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben so ärgerlich, wie in den vorigen Tagen die Quälereien gewesen waren, so spaßhaft erschien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Posen und an die Grenzen von

Polen verschlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben so groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abenteuer so ausgelassen, als ich selbst. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verlust der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte! Da sehen Sie nun, welches Unglück der Streit zweier schöner Frauenzimmer bringen kann! Sophiens Halsband ist an Allem Schuld, und ich schleppe es noch immer mit mir in der Welt umher.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Posen zu sein. Im Hauptquartier ward ich sehr artig aufgenommen. Man machte mir Entschuldigungen mit der Strenge des Dienstes, und konnte sich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängnisses zu lachen, das mich mitten im Winter in seidenen Unterkleidern vom Tanzsaale der Hauptstadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erstes Geschäft ist hier, mich ganz neu einzukleiden, denn ich sehe erbärmlich aus. Ich verlasse mich auf keine Requisitionskutschen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen soll; lasse mir ein warmes Reisegewand machen, dessen militärischer Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verschaffen kann, und habe nun auch Pässe, vermittelst deren ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich voraussehe. Von den kleinsten Umständen ist der arme Sterbliche immer am abhängigsten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegerischen Gewirre, das hier herrscht, den hunderterlei Uniformen her- und hinziehender Truppen habe ich mich schon vollkommen satt gesehen. Es gehört zu den merkwürdigsten Widersprüchen des räthselhaften Menschengeschlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühseligkeiten verwünscht, den Tod fürchtet, und sich tausendweise zu Krieg, Mühseligkeit und Tod bereitwillig hingiebt.

Mein einziger Genuß ist, an Sie zu denken, mit Ihnen zu kosen, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztisch, bald in der reizenden Nachlässigkeit Ihres häuslichen Seins, bald als Königin aller Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunst spenden.

Nachschrift vom 28. Januar. Erst heute kann ich den

Brief auf die Post geben. Ich bin zur Abreise fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reise in Gesellschaft einiger mir wohlbekannten polnischen und französischen Offiziere. Sagen Sie meiner Schwester, daß ich am Dienstag bestimmt in Warschau eintreffe!

Vierter Brief.

Magdeburg, den 2. April.

— — — Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden! Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den französischen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder freigegeben werde.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß wir einige Stunden von Posen, zwischen Schwersenz und Kostrzyn, sehr unerwartet von einer preußischen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzosen, in deren Gesellschaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei ums Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preußischen Befehlshaber in deutscher Sprache sagen konnte, ich sei keine Militärperson, sondern nur ein bürgerlicher Reisender, welcher zufällig zu diesen Franzosen gestoßen sei. Dies, mein Paß, der meine Aussagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in der Angst machte, daß ich, weit entfernt, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen, ein treuer, preußischer Unterthan wäre, der nichts sehnlicher wünsche, als die Befreiung Polens von der französischen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preußische Offizier war ein sehr menschenfreundlicher Mann. Da ich ihm auf seine Frage wegen der Truppenmenge in Posen meldete, daß ohne Zweifel noch denselben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warschau ziehen würden, so entschloß er sich auf der Stelle zum Rückzuge nach Schlesien, bedeutete mich aber zugleich, daß er mich für den Augenblick nicht frei geben könne, seine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach meh

reren Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warthe nach Schlesien. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorsichtig Sophiens Schnur, so gut ich konnte, und eben so mein weniges Geld; denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und daran that ich klug. Unser Befehlshaber, der in Majorsrange stand, muthete mir schon den folgenden Tag zu, als guter preußischer Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu folgen. Ohne den Anstand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweisen. Ich that also Adjutantendienst mit Lieutenantscharakter, und sehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir ins Schlesische hineinkamen, desto mehr entsank mir der Muth.

Wir litten von Frost, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeschreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswerthesten waren unsere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns schleppten. Dessenungeachtet wiesen die Polen, denen ich ihr böses Schicksal am liebsten zu erleichtern suchte, alle meine Gefälligkeit stolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß sie mich für einen Verräther hielten, und dieser Vorwurf war mir schmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Hasses.

Der Major hatte sich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, als sich unsere paar Compagnieen in einem Dorfe zum Abmarsch aufgestellt hatten, sprengten einige französische Husaren heran. Sie stutzten bei unserm Anblicke und machten sich eilig wieder davon. Als wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter französischer Reiterei angegriffen und umschwärmt. Diese machte unserm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir rings umher mit mehreren Compagnieen Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Vandammeschen Armeecorps gerathen, und unsere Tapferkeit vergeblich. Die Preußen schlugen sich mit beispiellosem Muth, und eroberten sogar zwei von den Feldstücken, mit denen wir beschossen wurden. Das Ende vom Spiel aber war jedoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns zu ergeben. Wir hatten unsererseits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten französischen und polnischen Kriegsgefangenen. Die Letztern bezeich-

neten mich auf der Stelle dem französischen General als einen abtrünnigen Polen- und Franzosenfeind, der sie den Preußen verrathen, überliefert und sogleich bei denselben Dienste genommen hätte. Daß mich der preußische Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als seinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Posener Pässe vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurden gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz nach Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Haufen anderer Gefangener, ging es über Leipzig hierher nach Magdeburg. Schon seit acht Tagen bin ich in dieser Festung; die Einwohner haben viel Mitleid und Güte mit uns, während sie selbst im höchsten Grade zu bemitleiden sind. Nirgends fand ich so große Niedergeschlagenheit, als in dieser Stadt. Alles flucht den Franzosen. Die Bürgerschaft hängt mit vielem Eifer ihrem unglücklichen Könige an, und giebt noch gar nicht die Hoffnung auf, wieder den preußischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Krieges abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Barschaft fängt an zusammenzuschmelzen. Auf jeden Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegenheit, ihm, der ganzen Reihe nach, meine verdammten Abenteuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Er ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er ermahnt mich zur lieben, bittern Geduld; hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es unter den verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen! Trösten Sie die gute Sophie! Ich zähle die Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben

kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, den 20. Mai.

— — Lustig! Meine Sachen gehen vortrefflich! Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz unerwartet nach Paris, nach Lissabon, nach St. Domingo, nach Otahiti, zu den Feuerländern, zu den Eskimo's, zu den Hottentotten, über Asien, neben den kleinfüßigen Chinesinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die persischen Gärten nach Warschau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen gehen vortrefflich, ungeachtet ich immer wünschte, sie möchten auch einmal zum Stehen kommen. Da bin ich schon in Frankreich! Ich habe nach Lissabon nicht mehr weiter, als nach Warschau; und bin ich einmal in Lissabon, was liegt mir daran, ob ich durch Asien oder Europa wieder zu Ihnen komme.

Aber weder die deutschen Mädchen — und doch giebt es allerliebste Gesichter darunter, noch die Französinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundschaftsinseln werden mich Ihnen untreu machen können. So weit ich bisher kam, sah ich doch nirgends so viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warschau auf dem Balle verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg stecken? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich stecke? Mit einem ungeheuren Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Absendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man sagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz sagte man uns, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon sagen, wenn ich dort ankomme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, ist in hundert Theile zersplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie gesagt, keinen Augenblick, daß ich eine Reise um die Welt machen muß. Wäre ich nur erst in Tibet beim Lama, oder beim Propheten in Mekka, oder am Kaspischen Meere: so würde ich jubeln, denn ich wäre auf vollem Rückwege zu Ihnen!

Was sind wir doch für armselige Geschöpfe! Wie Ameisen

sind wir, deren Haufen ein muthwilliger Knabe in wenigen Augenblicken zerstört; wie Insekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? was geht mich der Krieg an?

Ich schicke Ihnen diese Zeilen, um Sie wenigstens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es ist mir, als wäre ich schon seit mehr als zwanzig Jahren von Ihnen entfernt! Wie viel Länder, Gebiete, Ströme, Völker liegen zwischen uns! Niemand steht mir dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler zu sein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegsterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich sage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie gelesen, daß eine Gegenfüßlerin einen Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangene Kriegeshelden diesseit des Rheins wandeln, gestattet man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutschem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will, wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige. Ich kann ganz nach Gefallen leben, essen und trinken, was ich will, versteht sich, für mein Geld. Wenn ich nur mehr, als das gewöhnliche Spielgeld, zu mir gesteckt hätte, als ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren!

Nächstens schreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu erhalten, und Antworten aus Warschau abwarten zu können. Vermuthlich aber, meine schöne Gegenfüßlerin, sende ich Ihnen meinen ersten Brief von der Insel Teneriffa oder Madagaskar; u. s. w.

Sechster Brief.

Acqs, den 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin bestimmt, bis zur Auswechselung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So ist es mir leidlicher ergangen, als ich anfangs selbst erwartete. Von Warschau bis an die spanische Grenze geworfen werden, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ich werde also weder Otahiti, noch Ostindien sehen, ungeachtet dort, aller Wahr-

scheinlichkeit zufolge, mehr zu sehen sein mag, als hier in diesen Einöden an dem Adour.

So viel Franzosen ich auch in Polen gesehen hatte, verfluchten sie doch alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem ihrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land ist das! Die französische Regierung kömmt bei mir stark in Verdacht, sie führe nur Krieg, um diese unübersehbaren Einöden zu bevölkern. Denn es sind hier fast so viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen ist halb verfallen; mein Wirth thut sich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum desselben zu gute. Ich will ihm die Freude lassen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger, als das älteste Städtchen zu sein scheint. Er empfiehlt mir, als etwas Köstliches, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt seien solche Wunderbäder nicht. Aber der Mensch ist offenbar ein Narr. Warme Bäder und außerdem schon eine Hitze in dem Lande zum Ersticken! Ich bin von der Sonne schwarzgebrannt, wie ein Mulatte, und begreife kaum, wie das erwähnte junge Mädchen in dem alten Städtchen eine so reine, blendende Hand behalten konnte.

Die Kriegsgefangenen sind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige ist uns überlassen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum ist Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen sollte und nun in der Nachbarschaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einstweiligen Verlust für ihren Hals verschmerzen, und froh sein, daß ihr Schmuck den armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durst schützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hiesigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, sie bar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf französische Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarschaft machen, Besuche geben, und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern u. s. w.

Siebenter Brief*).

Acqs, den 13. Juli.

— — Te Deum laudamus! Es ist Frieden! — Jedermann kommt und wünscht mir Glück zur nahen Erlösung und Heimreise. Und in der That, die Reise von Acqs bis Warschau verdient einen Glückwunsch, denn ich traue dem Geschick nicht. Die Franzosen sprechen von nichts, als von Tilsit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäsar und Alexander der Große, meinen sie, wären, wenn sie heutigen Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienste beim großen Napoleon zu verrichten. Der hiesige Maire behauptet in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede ohne weiteres, Tilsit sei an den Grenzen der asiatischen Tatarei hoch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe seine Vorposten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols vorgeschoben, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu setzen gewagt. Die guten Leute von Acqs, die man auch Dachse zu nennen pflegt, froren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben sie nach angehörter Rede die erste Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von sich abzuwehren.

Alle Tage erwartete ich nun die Wirkungen des Tilsiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und ungeduldiger noch ein paar Buchstaben von Ihrer schönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreise.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reisewagen anschaffen; sobald ich frei bin und die Pässe habe, fliege ich mit Extrapost über den Rhein zur geliebten Weichsel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er ist mir sehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu sorgen, wovon und was? Ueber eine versalzene Suppe kann er drei Stunden verhandeln. Ich habe es zuweilen ganz gern, mich von einem solchen Ocean von Wörtern überschütten zu lassen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreißen möchte, und mich nicht auf der Stelle im Schlafe vergessen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf diesen,

*) Zwischen dem vorhergehenden und diesem Briefe sind mehrere verloren gegangen

noch auf meine etwaigen künftigen Briefe! Es würde nun Alles zu spät sein.

Beifolgend sende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Vorläufer sein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umständlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich schrieb es in müßigen Augenblicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Adour — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen aufgehört haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange!

Achter Brief.

Pampelona, den 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien, suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreiche Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich habe einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Kriege bleiben, und mich mit Alkalden, Prokuratoren, Escrivanos und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagaskar, Kalkutta, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige!

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, vom Oheim St—, vom Freunde W— und Grafen S— erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel erhoben — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Leiden. Da führt das Unglück den Polizeidiener des Maire von Acqs zu mir; der Polizeidiener führt mich zum Maire; der Maire zum Richter; der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich blos den Juwelier oder Goldschmied kenne,

welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juwelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigte mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: „ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben?“ Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage unter Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich für verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne; stellt neue Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Range, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück für Stück nachzuweisen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir die Perlenschnur, sperrt mich in engere Haft, läßt mich beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuckkästchen mit zehn kostbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeischaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenstrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich gefesselt auf Maulesel gepackt, und wohlbewacht nach Pampelona geführt, wo der Statthalter, wie es heißt, einige meiner Spießgesellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Besichtigung, meine Person aber zur Confrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieser tollen Geschichte auch werden möge, so schreibe ich Ihnen doch, damit Sie wenigstens wissen, wo ich geblieben bin. Mehr aber schreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und lesen lassen muß, ehe er Ihnen zugesandt wird. Beruhigen Sie meine Schwester! Werde ich in Spanien gehangen: so ist es Ihre Schuld, da Sie mich vom Ball wegschickten, um das gottlose Halsband zu holen. Aber auch am Galgen habe ich noch die Ehre zu sein u. s. w.

Neunter Brief.

Bayonne, den 14. August.

Ich hoffe, Sie haben sich um mein letztes Abenteuer wenig geängstigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona wurde ich schon freigelassen, denn die daselbst anwesende Fürstin hatte sogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Confrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von selbst weg. Man machte mir Entschuldigungen. Der Statthalter lud mich sogar zur Tafel, und ich ward der Fürstin vorgestellt.

Der spanische Boden brannte mir aber wie Gluth unter den Sohlen. Der Statthalter ließ mich in seiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier sind mir die Pässe nach Warschau ausgefertigt worden; meine Chaise von Acqs hat Pompejus gestern gebracht; Alles ist bereit zur Abfahrt; sie geht morgen vor sich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warschau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde, — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entscheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eifersüchtig sein. Denn Verzauberung ist offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht, um von einer Straße in Warschau zur andern zu kommen, über die Pyrenäen. Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch lieben! — Mein nächster Brief an Sie ist wahrscheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Resignation Ihr u. s. w.

Zehnter Brief.

Warschau, den 3. Oktober.

So eben bin ich vom ersten Freudenrausch in den Armen meiner theuern Sophie genesen — seit einer halben Stunde hier angekommen. — O Amalie! Amalie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen mit diesen Zeilen an. Lassen Sie mich wissen, wann ich mit meiner Schwester bei Ihnen sein darf; u. s. w.

Das Bein.

1.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen: und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte; aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in den April schicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erscheint ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me, I am not concerned;“ was ungefähr so viel heißen soll: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer! — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen?“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen, antwortete der Brite, wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chocolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir! Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nothwendig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet! Setzen Sie sich nur! Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an! Hier ist eine Börse mit hundert Guineen! ich bestimme sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Andernfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder!

„Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht! Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abnehmen.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu! Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts! Ich wünsche, daß es mir fehle!

„Sir, Sie sind ein Narr!“

— Das kümmert Sie nicht, Herr Thevenet!

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

— Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es abzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht! Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst hellen und gesunden Verstandes!“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben!“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen. Vielleicht nach einem Jahre. Aber ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sol-

len nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, deretwegen ich von diesem Bein befreit zu sein wünschte!

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmele Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Familienvaters zu werden, so schießen Sie!“

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Brite, und nahm das Pistol, ich erschieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen! Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Wie so das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab! — Nur Antwort auf eine einzige Frage: Wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr! Ihr Wille geschehe! Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag bald auf dem Fußboden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst in ziemlich kurzer Frist wieder geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte mit dem Stelzfuße nach England zurück.

2.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Thevenet einen Brief aus England, folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten

Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und funfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum Glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie die meinige, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen gefielen meinen Verwandten; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und — wies mich eben deswegen zurück. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und scheute sich eben dieser Unvollkommenheit wegen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit einem künstlichen Beine nach London zurück. Mein Erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte

mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben!

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „„ich sei ein Narr!““

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk! So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausche betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch anderen Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, manchen sogar den Kopf.

„Bei dem Allen erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben! Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Abnahme der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein

Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener. G. Thevenet."

3.

Im Jahre 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in den Verdacht aristokratischer Gesinnung gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der Alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus langer Weile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er nach Sir Charles Temple.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!" rief der dicke Herr, der wirklich kein Anderer, als Sir Temple war. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei?"

„Ich komme als Flüchtling und suche Schutz bei Ihnen!"

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann! Sie müssen mich trösten! Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht! Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!"

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich."

„Nichts davon! Ihr Stelzfuß hindert sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Schmähsucht. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib!"

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?"

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt, ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich!"

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.